



TÜVA MITTEILUNGEN

TÜBINGER VEREIN
ZUR FÖRDERUNG DER
UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN
ARCHÄOLOGIE

Impressum:

Jahresschrift des Tübinger Vereins zur Förderung
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

Herausgeber:

Tübinger Verein zur Förderung
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie
c/o
Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
Schloss Hohentübingen
72070 Tübingen
Tel.: 07071/29 72 415
Fax.: 07071/29 39 96

Titelblattentwurf:

Conny Meister

Redaktion und Layout:

Melanie Augstein M.A., Silja Meyer M.A., Conny Meister M.Sc.,
Dirk Seidensticker, Julian Spohn M.A.

Titelbild:

Motiv einer keltischen Silbermünze
(Büschelquinar) aus dem Oppidum Altenburg

© Tübingen 2010

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich.

ISSN: 1436-9362

TÜVA

Mitteilungen

Tübinger Verein zur Förderung
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

11 – 2010



Inhalt

5 Vorwort

W. Schönleber

7 Das Phänomen „Raubgräberei“ und die damit verbundenen
Problemfelder der Ermittlungsbehörden

Ph. W. Stockhammer

23 Status und Performanz mykenischer Gelage: Neue Forschungen zum
spätbronzezeitlichen Tiryns

G. Schöbel

43 Von Unteruhldingen bis Groß Raden – Konzepte zur Rekonstruktion
ur- und frühgeschichtlicher Denkmäler im 20. Jahrhundert

N. Müller-Scheeßel, R. Hofmann, J. Müller und K. Rassmann

67 Müllmanagement in einem spätneolithischen Tell Zentralbosniens

Vorwort

Liebe Mitglieder des TüVA,

wir freuen uns, Ihnen das mittlerweile elfte Heft der TüVA-Mitteilungen präsentieren zu können. Es enthält in gewohnter Weise die schriftliche Fassung von diesmal vier Vorträgen, die auf Einladung des TüVA zwischen dem Wintersemester 2007/08 und dem Wintersemester 2008/09 am Tübinger Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters gehalten wurden. Der vorliegende Band zeigt erneut die große Bandbreite an Themen- und Interessensgebieten der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie auf. Allen Autoren gilt unser herzlicher Dank für die Bereitstellung ihrer Manuskripte.

Mit Heft 11 haben die TüVA-Mitteilungen ein neues ‚Gesicht‘ erhalten und liegen in professionell gedruckter Form vor. Das überarbeitete Erscheinungsbild soll in ansprechender Form die stetige Aktualität der Beiträge versinnbildlichen. Für den Entwurf des neuen Titelblattes sei Conny Meister M.Sc. herzlich gedankt.

Die Mitteilungen des TüVA sind bereits seit langem unter einer ISSN-Nr. als Publikation auch für ein breiteres Publikum erreichbar. Um die Zugriffsmöglichkeiten auf die einzelnen Ausgaben zu erleichtern und diese als Werbung für den TüVA über den bestehenden Mitglieder- und Leserkreis hinaus einzusetzen, sind die einzelnen Ausgaben der Mitteilungen – mit Ausnahme des jeweils aktuellen Heftes – nun im Internet verfügbar und können als pdf heruntergeladen werden (<http://www.ufg.uni-tuebingen.de/index.php?id=578>).

Das bewährte Redaktionsteam hat mit großem Engagement und in zahlreichen Arbeitsstunden den vorliegenden Band der TüVA-Mitteilungen auf den Weg gebracht.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen der neuen Beiträge!

Tübingen, Mai 2010

Der Vorstand

Das Phänomen „Raubgräberei“ und die damit verbundenen Problemfelder der Ermittlungsbehörden

Wolfgang Schönleber

Weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit hat sich im Bundesgebiet eine Szene illegaler Schatzsucher und Hobbyarchäologen herausgebildet, die mit Hilfe von Metalldetektoren oder geophysikalischen Sonden Flurbegehungen unternehmen und illegale Ausgrabungen mit dem Ziel der persönlichen Bereicherung durchführen. Dabei können Parallelen zur internationalen Raubgräberszene durchaus gesehen werden.¹ Als Folge hiervon werden die Funde der wissenschaftlichen Bearbeitung, der Auswertung sowie der Öffentlichkeit entzogen. Darüber hinaus können durch unkontrollierte Ausgrabungen außer Fundverlusten unwiederbringliche Beschädigungen und

Zerstörungen von Kulturdenkmälern eintreten. Die Thematik beanspruchte in der Öffentlichkeit und in den Medien im Jahr 2002 eine besondere Aufmerksamkeit im Zusammenhang mit der Sicherstellung der sogenannten „Himmelsscheibe von Nebra“ nach einem operativen Einsatz der Polizei in Basel: Zwei Männer suchen im Juli 1999 im Schutz der Nacht die Kuppe des Mittelbergs unweit von Nebra bei Halle ab. Der Wallgraben hat schon viele seiner Schätze herausgerückt, soweit sie aus Metall waren. Aber so einen heftigen Ausschlag haben die beiden noch nie erlebt. Trotz Nieselregens graben sie weiter – mit Erfolg: Sie stoßen auf eine Bronzetafel, eine mit Goldplättchen besetzte Scheibe, groß wie ein Suppenteller und zwei Kilogramm schwer. Ein Jahrhundertfund, jubeln die Archäologen über die Himmelsscheibe von Nebra, das weltweit älteste bekannte Observatorium. Die Scheibe aus der Bronzezeit wird auf ein Al-

¹ Es sei angemerkt, dass „Raub“ juristisch die gewaltsame Wegnahme fremder Sachen bedeutet, während der in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommene Begriff „Raubgräberei“ in Deutschland nicht den Tatbestand des Raubes, sondern allenfalls der Unterschlagung oder des Diebstahls erfüllt und häufig sogar nur eine Ordnungswidrigkeit darstellt.

ter von rund 3.600 Jahren geschätzt. Der einmalige Fund wäre der Öffentlichkeit beinahe vorenthalten worden. Denn die Finder waren Raubgräber, die sich die feuchte Nacht ausgesucht hatten, um sicher zu sein, dass sie bei ihrem illegalen Tun nicht ertappt werden. Ähnliches passiert tausendfach im Jahr überall in Deutschland. Knapp unter der Erdoberfläche harren noch Zehntausende archäologischer Schätze ihrer Entdeckung. Die Himmelsscheibe von Nebra wurde der Öffentlichkeit nur infolge der Dreistigkeit zweier Hehler bekannt, die sie dem Landesarchäologen von Sachsen-Anhalt für 358.000 Euro anboten. Der ging zum Schein auf die Offerte ein. Im Gerichtsverfahren über diesen Fall vor dem Amtsgericht Naumburg im September 2003 wurden die beiden Schatzgräber zu Bewährungsstrafen verurteilt. Ein 39-jähriger erhielt wegen der Unterschlagung des archäologischen Sensationsfundes vier Monate Haft auf Bewährung und musste zudem 250 Stunden gemeinnützige Arbeit leisten. Sein 32-jähriger Komplize wurde wegen Hehlerei zu einer Bewährungsstrafe von neun Monaten verurteilt und musste 2.000 Euro Geldstrafe bezahlen. Ebenfalls vom Amtsgericht Naumburg wurden eine Gastronomin und ein Studienrat wegen Hehlerei zu einem Jahr Haft auf Bewährung und 150 Stunden gemeinnütziger Arbeit sowie sechs Monaten

Haft und 5.000 Euro Geldstrafe verurteilt.

Nacht für Nacht ziehen sie los – Schatzsucher in Deutschland

Die Denkmalschutzbehörden und die Polizei gehen in der Bundesrepublik von einem harten Kern von wenigstens 500 Raubgräbern aus, von Tausenden Hobbyschatzsuchern ganz abgesehen. Was sie suchen, sind alte Münzen, Schmuck oder Gewandspannen.

Der Mythos Schatzsuche und der Drang, Spannung ins Alltagsleben zu bringen, lässt die Zahl der Hobbyarchäologen wachsen. Heimatliteratur und geschichtswissenschaftliche Publikationen dienen ihnen als Wegweiser zu möglicherweise ertragreichen Stätten. Nach der Wende konzentrierten sie sich auf den archäologisch unerschlossenen Osten Deutschlands. Es herrschte Goldgräberstimmung in der Szene.

Kriminalistisch gesehen liegt das meist nächtliche Treiben von Fall zu Fall zwischen Ordnungswidrigkeit und Straftat. Diejenigen, die es wissen, legen sich Ausreden zu Recht für den Fall, dass sie erwischt werden, oder operieren gar mit Suchgeräten, die als Spazierstock getarnt sind. Die Antikenjäger geben derweil per Internet Tipps und Tricks weiter. Auch Handbücher sind schon erschienen,

in denen Profi-Schatzsucher Einsteigern Ratschläge geben, wie sie sich in einem manches Mal sehr lukrativen Metier zurechtfinden. In einer Organisationscheckliste sollen die Schatzsucher beispielsweise abhaken:

„Wie weit muss ich zu Fuß gehen? (Wichtig für evtl. Bergung). Wie weit ist die nächste Polizeistation entfernt?“ (Wichtig bei illegaler Suche). Habe ich eine gute Ausrede, falls man mich erwischt? (Wichtig bei illegaler Suche)“.

Der Autor gibt sich zuversichtlich. Wenn sich die Leser an diese Fragen und deren möglichen Antworten hielten, könne sie so leicht nichts mehr überraschen.

Stetig bagatellisiert die Szene im Internet die Bodeneingriffe. Einige Forenteilnehmer halten die Raubgräberei gar für nutzbringend für die Wissenschaft. So die Reaktion eines Teilnehmers in einem Diskussionsforum zur Bedeutung der Himmelsscheibe von Nebra für das öffentliche Interesse:

„Hallo, die Nachricht zeigt wieder einmal, welche enorme Bedeutung die Himmelsscheibe für das öffentliche Interesse an der deutschen Archäologie und damit für die so wichtige Vergabe von Forschungsmitteln hat. Bronzezeitliche Stätten sind schon lange bekannt und wurden auch in der Vergangenheit (ein bisschen) erforscht. Dennoch ist ein Forschungsprogramm für 24 frühbronzezeitliche Denkmäler im Umfang von 3,3 Millionen Euro ungewöhnlich und wäre ohne Himmelsscheibe wohl kaum zustande gekommen. Die ach so schlimme Raubgrabung von Nebra hat sich also wieder einmal als sehr nutzbringend für die Archäologen erwiesen. Und natürlich wissen sie das selber ganz genau. Im stillen Kämmerlein wird mancher geradezu um weitere spektakuläre ‚Raubfunde‘ dieser Art beten, fördern sie doch ungemein die Karriere des örtlich zuständigen Archäologen. Ohne Raubgräber müssten sie spektakuläre Dinge sel-

ber finden, und darin sind deutsche Archäologen traditionell ziemlich schlecht. Nach außen müssen Raubgräber auch in Zukunft öffentlich verdammt werden. Viele Grüße, R...“ (www.explorate.de 2004).

Oft sind es gar nicht die archäologischen Fundstücke, deren Verlust die Mitarbeiter der Landesdenkmalämter am meisten schmerzt. Es ist die Zerstörung der Umgebung, die zur Deutung einer Lebenssituation in der Frühzeit entscheidend ist. Kulturschichten werden zerstört, das Alter anderer Artefakte kann unter Umständen nicht mehr bestimmt werden. Es existieren römische, keltische, alemannische und merowingische Fundplätze, die zu „Schweizer Käse“ verarbeitet wurden.

Die Grabräuber suchen zielsicher fundträchtige Orte auf und entwenden relevante Kleinfunde aus ihrem archäologischen Kontext. Auch offizielle Grabungsstellen sind für sie nicht tabu. Auf einem Gräberfeld im Ostalbkreis setzten die Diebe sogar einen Kleinbagger ein. Die ihrem Kontext entrissenen Funde sind für die Wissenschaft verloren, selbst wenn sie einmal mit einer unqualifizierten oder „getürkten“ Fundortangabe auf dem Schwarzmarkt oder beim Antiquitätenhändler wieder auftauchen. Der Besitz von Antiken wird nicht nur als soziales Statussymbol geschätzt, mancher Privatsammler rechnet es sich gerade als Verdienst an, durch Erwerbungen die Funde vor der Abwanderung ins Ausland bewahrt zu

haben.

Die Gleichgültigkeit der öffentlichen Meinung und der Presse gegenüber diesen Verstößen ist in den letzten Jahren einer etwas aufmerksameren Haltung gewichen. Dies ist zum einen einer verschärften polizeilichen Fahndung und einem stärkeren Problembewusstsein der Justiz, zum anderen auch den Schutz- und Informationsmaßnahmen der archäologischen Denkmalpflege zu verdanken.

Es ist unstrittig, dass Schatzsucher Schäden am Kulturgut anrichten. Als kriminell dürfen jedoch nicht alle eingestuft werden. Viele betrachten die Sondengängerei als spannende Freizeitbeschäftigung. Dass in den meisten Bundesländern jede Suche, Nachforschung, Schürfung und Messung mit Hilfe eines Metalldetektors eine Ordnungswidrigkeit ist, die ein Bußgeldverfahren nach sich zieht, wissen viele oftmals gar nicht.

Rechtshistorie und Rechtslage

Bereits im 16. Jahrhundert erließ der Kirchenstaat im Vatikan Gesetze zum Schutz archäologischer Güter. Grund hierfür war die Abwanderung antiker Kunstgegenstände, die in Rom und Umgebung gefunden worden waren, sowie die Zerstörung antiker Architektur. Das 18. Jahrhundert brachte eine Intensivierung des Antikenhandels mit sich, die Gesetze wurden entsprechend angepasst. So kam es

zu einer Meldepflicht für Funde sowie zu Lizenzregelungen und Genehmigungspflichten für Ausfuhren. Mit dem besseren Schutz dehnte der Staat aber gleichzeitig seinen Eigentumsanspruch aus, bis letztlich jede private Grabungstätigkeit verboten wurde und alle Funde mit der Entdeckung in staatlichen Besitz übergingen. Diese Rechtslage herrscht derzeit in allen archäologischen Quellenländern des Mittelmeerraumes vor (vgl. Giuliani 1995).

In der Bundesrepublik Deutschland ist gemäß dem Grundgesetz die Kulturhoheit den einzelnen Bundesländern übertragen worden. So besitzt jedes Bundesland ein eigenes Denkmalschutzgesetz, das die materiellen Hinterlassenschaften unserer Vorfahren schützen soll. Ein Schatz im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) ist ein Gegenstand, der so lange im Erdboden lag, dass sein Eigentümer nicht mehr ermittelt werden kann. § 984 BGB regelt den so genannten Schatzfund. Wird ein Schatz – egal auf welche Art und Weise – entdeckt, so erwerben der Entdecker und der Grundstückseigentümer daran je zur Hälfte Miteigentum. Ist der Entdecker zugleich der Grundeigentümer, so wird er Alleineigentümer. Abweichend von den Ausführungen des § 984 BGB kann nach Art. 73 Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch durch Landesgesetz bestimmt wer-

den, dass Schatzfunde Eigentum des Landes werden. Von der Möglichkeit, ein solches „Schatzregal“ einzuführen, haben alle deutschen Bundesländer mit Ausnahme von Bayern, Hessen, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen Gebrauch gemacht, allerdings in unterschiedlichem Kontext. Ein Raubgräber, der fremdes Eigentum des Grundstückseigentümers oder des Staates verletzt, begeht eine Unterschlagung gemäß § 246 Strafgesetzbuch (StGB). Eine Unterschlagung liegt nicht vor, wenn der Eigentümer einer Ausgrabung vorher zugestimmt hat. In der Folge kann Hehlerei (§ 259 StGB) vorliegen. Daneben erfüllen Raubgräber meist auch den Tatbestand der einfachen oder der gemeinschädlichen Sachbeschädigung (§ 303 StGB). In Baden-Württemberg ist die Rechtssituation eindeutig. Zur eigentumsrechtlichen Seite der Funde ist auf das „Schatzregal“ des § 23 Denkmalschutzgesetz (DSchG) hinzuweisen. Demnach werden bewegliche Kulturdenkmale mit ihrer Entdeckung Eigentum des Landes. Voraussetzung ist, dass der Fund einen hervorragenden wissenschaftlichen Wert hat oder bei staatlichen Nachforschungen oder in Grabungsschutzgebieten entdeckt wurde. Wer sich einen derartigen Fund ohne Fundanmeldung rechtswidrig aneignet, begeht eine Unterschlagung zum Nachteil des Landes.

Nach den Denkmalschutzgesetzen der Länder ist für jede Ausgrabung eine behördliche Genehmigung erforderlich. Die Genehmigung muss, wie die zivilrechtliche Zustimmung, vor der Aufnahme der Arbeiten erteilt werden. Dadurch soll sichergestellt werden, dass nicht durch fachlich ungenügende und unkontrollierte Ausgrabungen der für Wissenschaft und Denkmalpflege so wichtige archäologische Kontext zerstört wird, als historische Quelle verloren geht und wissenschaftliche Erkenntnisse nicht mehr gewonnen werden können. Die begehrtesten Tatobjekte sind aufgrund ihres zu erwartenden Fundreichtums Wallanlagen, Gräberfelder, Kultstätten, Schlachtfelder und Siedlungsplätze der Vor- und Frühgeschichte, des Mittelalters und der Neuzeit. Nicht nur Ausgrabungen unterliegen der Genehmigungspflicht. Bei der Mehrzahl der Länder ist auch die Nachforschung nach Bodendenkmälern genehmigungspflichtig, also auch die Benutzung von Metallsonden. Eine Genehmigung kann nur in Ausnahmefällen und nur besonders fachkundigen und zuverlässigen Personen erteilt werden. Die Zuständigkeitsregelungen für die Erteilung der Grabungsgenehmigung sind in den einzelnen Ländern unterschiedlich. Wer ohne behördliche Genehmigung nachforscht und gräbt, begeht auch dann eine Ordnungswidrigkeit, wenn er die

erforderliche zivilrechtliche Zustimmung des Eigentümers erhalten hat. Die angedrohten Geldbußen sind in Einzelfällen hoch. Sie reichen in einigen Bundesländern bis zu 500.000 Euro – in Mecklenburg-Vorpommern bei Vorsatz oder grober Fahrlässigkeit sogar bis zu 1,5 Millionen Euro. Desweiteren ist in fast allen Bundesländern die Einziehung der unerlaubt ausgegrabenen Gegenstände und des Tatwerkzeuges (Metallsuchgeräte, Fahrzeug zum Bergen der Funde, Hacke, Schaufel usw.) ohne Entschädigung des Raubgräbers möglich.

Probleme der Strafverfolgung

Es ist Aufgabe der Polizei, nicht erlaubte Handlungen zu unterbinden und die Täter zu identifizieren. Da Bodendenkmäler meist in unwegsamem Gelände außerhalb der Ortschaften, weitab von Straßen und befahrbaren Wegen liegen, kann die Polizei im Fall von Raubgrabungen nur in Ausnahmefällen rechtzeitig zur Stelle sein. Die Denkmalbehörden können die Überwachung nur bedingt übernehmen. Einen wirksamen Schutz vor Raubgräbern wird es nicht geben. Die Polizei behilft sich derzeit damit – sofern es die dienstlichen Aufgaben erlauben – bei amtlichen Grabungen Streifen vorbeizuschicken.

Als probates Schutzmittel gilt deshalb die Geheimhaltung. Es gibt Grabungen, über die nur die örtliche Ge-

meindeverwaltung Bescheid weiß. Die Behörden besitzen genaue Karten, auf denen noch nicht erschlossene Bodendenkmäler verzeichnet sind. Aus gutem Grund geben sie diese Informationen nicht der Öffentlichkeit preis.

Trotzdem kursieren im Internet Hinweise auf aktuelle Grabungsstellen. Zudem ist das Landesdenkmalamt gesetzlich verpflichtet, seine Arbeit europaweit zu publizieren. Das geschieht über Fachblätter, die leicht zu beschaffen sind. Grabungskampagnen, die über mehrere Jahre dauern, lassen sich nicht verheimlichen. Das Versteckspiel mit den Raubgräbern wird leider oft verloren. Manch archäologisch bedeutsamer Ort gleicht heute eher einer Mondlandschaft.

Maßnahmen bei Verdacht auf Raubgrabungen

Die Denkmalschutzbehörden und das Landesdenkmalamt erstatten in allen Fällen, in denen der Verdacht auf Raubgrabungen oder Fundunterschlagungen besteht, Anzeige bei der zuständigen Polizeidienststelle. Bei der Festsetzung von Bußgeldern haben die unteren Denkmalschutzbehörden in den Landratsämtern den wissenschaftlichen Schaden durch die Zerstörung des Kulturdenkmals und den Kunsthandelswert der gemachten Funde zu berücksichtigen.

Vor dem Gesetz ist die Raubgrä-

bereit immer noch ein Kavaliersdelikt. Der Strafraum wird in den seltensten Fällen ausgeschöpft. Gemäß § 27 (Abs. 1 und 2) Denkmalschutzgesetz (DSchG) Baden-Württemberg handelt ordnungswidrig, wer vorsätzlich oder fahrlässig ohne Genehmigung der Denkmalschutzbehörde unerlaubte Handlungen vornimmt oder Auflagen zuwiderhandelt. Die Ordnungswidrigkeit kann mit einer Geldbuße bis 50.000 Euro, in besonders schweren Fällen bis 250.000 Euro geahndet werden. Die Realität sieht jedoch anders aus: Wiederholungstätern drohen im Regelfall Bußgelder zwischen 2.500 und 5.000 Euro. Einzelne Fundstücke, auf die sich die Ordnungswidrigkeit des Raubgräbers bezieht, können eingezogen werden. Bei einer vorsätzlichen Fundunterschlagung können unter gewissen Voraussetzungen des Strafgesetzbuchs (StGB) auch die zur Suche eingesetzten Metallsonden eingezogen werden.

Bodendenkmale können um so besser gegen Raubgräber geschützt werden, je genauer die vor Ort tätigen Behörden und Dienststellen, aber auch die der archäologischen Denkmalpflege aufgeschlossene Bevölkerung über das Vorhandensein geschützter Bodendenkmäler und ihre Gefährdung durch Raubgräber unterrichtet sind. Die unteren Denkmalschutzbehörden sind angehalten, in Abstimmung mit

dem Landesdenkmalamt die in Frage kommenden Behörden, Dienststellen und Personen (Polizeivollzugsdienst, Forst- und Landwirtschaftsämter, gemeindlicher Feld- und Waldschutz und Jagdpächter) über gefährdete Bodendenkmäler in ihrem Bezirk zu unterrichten. Sie sollen im Rahmen ihrer Dienstaufgaben und Zuständigkeiten bei der Beobachtung bestimmter Fundorte sowie bei der Prävention gegen illegale Grabungen mitwirken. Gemäß § 152 Gerichtsverfassungsgesetz sowie der Verordnung über die Ermittlungspersonen der Staatsanwaltschaft können Polizei- oder Forstbeamte als Ermittlungspersonen der Staatsanwaltschaft die notwendigen Feststellungen treffen und die erforderlichen Amtshandlungen (Durchsuchung von Personen und Fahrzeugen, Beschlagnahme der benutzten Werkzeuge und geborgenen Bodenfunde) vornehmen (Abb. 1). Ermittlungsverfahren können nur dann zum Erfolg führen, wenn die Sachverhalte beweissicher festgestellt sind. Insofern wird es oft erst dann möglich sein, einem Sondengänger das rechtswidrige Nachforschen nach Bodendenkmälern zu beweisen, wenn er beim Graben angetroffen wird.



Abb. 1: Einsatz in Sachen Kulturgutschutz

Nationaler und internationaler Kulturgutschutz

Zu Beginn der 70er Jahre wurde in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die einzigartigen Werte unserer Kultur mit seinen Bodendenkmälern und die Notwendigkeit ihrer Rettung gestärkt. Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 des Europarates fand breite Zustimmung bei den Bürgern sowie ein lebhaftes und umfassendes Echo in den Medien. Es förderte in Politik und Öffentlichkeit eine positive Einstellung zum Denkmalschutz.

Doch die Gefährdungen für Baudenkmale und archäologische Stätten wachsen wieder, weil Engagement, rechtliche oder finanzielle Möglichkeiten fehlen. Öffentliche Informationen über die Problematik der Raubgräber und ihre Rechtsverletzungen finden leider nur selten statt. Kampa-

gnen laufen häufig ins Leere. Der Status der Ordnungswidrigkeit stößt im Vergleich zu den sonstigen Kriminalitätslagebildern nicht selten auf ein relativ geringes Interesse.

Rechtswidrige Nachforschungen oder Grabungen werden dadurch nicht erkannt oder bloß als Kavaliersdelikte angesehen, da mit ihnen keine direkte Schädigung der Allgemeinheit verbunden ist. Auch die Medien tragen nicht unwesentlich zum Bild der „buddelnden Archäologen“ bei, da sie teilweise unreflektiert über spektakuläre Schatzfunde und Ausgrabungen berichten, die vielfältige Gefährdung der kulturhistorischen Denkmäler und ihre wissenschaftliche Bedeutung aber bewusst oder unbewusst weglassen.

Durch die konsequente Anwendung der bestehenden Vorschriften könnten die Denkmalschutzbehörden

in Zusammenarbeit mit den örtlichen Polizeidienststellen, den kommunalen Feld- und Waldschützern, den Naturschutzbeauftragten sowie den Forstbeamten und Jagdpächtern Raubgrabungen gezielt bekämpfen und zu einer Verringerung unerlaubter Bodeneingriffe beitragen. Baden-Württemberg ist eines der wenigen Bundesländer, das sich in Prävention und Repression zentral mit dem Phänomen „Raubgräberei“ auseinandersetzt.

Eine homogene und gleichlautende Gesetzgebung innerhalb der Bundesrepublik Deutschland wäre für alle Beteiligten, die sich dem Kulturgutschutz verpflichtet haben, wünschenswert. Besser wäre noch, eine einheitliche gesetzliche Regelung innerhalb der Europäischen Union, da die heutigen politischen Grenzen mit denen der Kelten und Römer nicht übereinstimmen.

Bei unseren Kulturgütern handelt es sich nicht um nachwachsende oder gar vermehrbare Ressourcen. Deshalb ist es durchaus angebracht zu hinterfragen, ob nicht über gesetzliche Regelungen generell der Handel mit Kulturgütern reglementiert werden sollte. Die Verantwortlichen im Bereich des Kulturgutschutzes gehen davon aus, dass sich im Zuge der Erweiterung der Europäischen Union ein transkontinentaler Kulturguttransfer wohl nicht verhindern lassen wird.

Der Schutz ihres Kulturgutes ist beispielsweise den Schweden und Griechen ein besonderes Anliegen. Ende der 90er Jahre wurden in Schweden zwei Bundesbürger festgenommen, die auf Gotland illegale Grabungen durchgeführt hatten. Untersuchungshaft war die Folge ihres unrechten Schaffens. Noch drastischer ist es in Griechenland. Der griechische Staat scheut sich nicht, seiner Bevölkerung lebenslange Haftstrafen für den Fall anzudrohen, dass sie Kulturgüter widerrechtlich außer Landes schaffen. Auch im geschichts- und kulturträchtigen Italien wird dem Kulturgutschutz größere Bedeutung beigemessen. Hier kümmern sich über 300 Beamte der *Nuclei Carabinieri T.P.A. (Tutella Patrimonio Artistico)* und der *Carabinieri Beni Culturali* in Rom, Monza, Venedig, Bologna, Florenz, Neapel, Bari und Palermo um die Kunst und das historische Erbe. Der Kulturgutschutz erstreckt sich dabei nicht nur auf das Inventar in den musealen Einrichtungen, sondern auch auf die klassischen Grabungsgebiete in Apulien, auf Sardinien und Sizilien.

Internationaler Kunstmarkt und Deutschlands Rolle

Der Kunstmarkt boomt. Der Antikenmarkt ist hungrig, und er zahlt hervorragend. Deutschland ist ein Umschlagplatz für Kunst aus Raubgra-

bungen. Die letzten Jahre waren geprägt durch eine starke Zunahme des internationalen Handels mit antiken Funden. Besonders zeigte sich dies an der Steigerung der Umsatzzahlen der großen Auktionshäuser, aber auch bei den erzielten Preisen für Einzelstücke (vgl. Graepler 1993, 70). Die Nachfrage wurde besonders durch Museen in den USA angefeuert, die dank spendenfreundlicher Steuergesetze über gigantische Ankaufetats verfügen. Mittlerweile suchen selbst russische oder koreanische Investoren nach gediegenen Anlageobjekten.

Die hohen Gewinnspannen in diesem Geschäftszweig förderten zunehmend ein Aufkommen von organisierter Kriminalität. Neben Drogen- und Waffenhandel nimmt der illegale Kunstmarkt mittlerweile einen Spitzenplatz in den offiziellen Statistiken der unrechtmäßigen Handelsgeschäfte ein. Der Umstand, dass die Nachfrage stets größer war als das Angebot von Funden aus legaler Herkunft, führte zu stetig steigenden Preisen. Die Aussicht darauf, für bestimmte Stücke hohe Preise zu erzielen, führte wiederum zur Ankurbelung der Raubgräbertätigkeit an den Fundplätzen (vgl. Vortrag Hendrik Ludwig, o. J.). Diese Zusammenhänge wurden von Daniel Graepler (1993/1995) am Beispiel von Raubgrabungen im süditalienischen Apulien untersucht und dargestellt. In dieser Gegend erreich-

ten die Aktivitäten der Grabräuber nahezu industrielle Ausmaße. In diesem Zusammenhang kann durchaus behauptet werden, dass der Kunstmarkt der „Motor“ der Raubgräberei ist.

Der Umsatz des legalen Kunsthandels wird auf weltweit 27 Milliarden Euro geschätzt, der des illegalen auf fünf bis sieben Milliarden. Auf diesem Schwarzmarkt wird das Geld leicht verdient, denn zu den Eigenarten des Kulturbetriebs gehört es, dass für spektakuläre Ankäufe Millionen ausgegeben werden. Noch in den achtziger Jahren waren Herkunft und Fundort bedeutender Antiken bei der Ankaufspolitik zweitrangig, teilweise wurden diese bei vermuteter Illegalität bewusst verschleiert. Die prosperierende Raubgräberei förderte schließlich ein Umdenken bei den führenden internationalen Antikemuseen. So kam es 1998 zur Verabschiedung der so genannten „Berliner Erklärung“. Sie sieht vor, prinzipiell auf einen Ankauf von Objekten aus zweifelhafter Herkunft zu verzichten. Um aber weiterhin attraktive Ausstellungen bieten zu können und Lücken im Sammlungsbestand zu schließen, werden nun langfristige internationale Leihgaben und der Austausch von Fundstücken vereinbart (vgl. Graepler 1993, 78).

Für weniger werthaltige Bodenfunde bietet das Internet vielfältige Auktionsplattformen. Beim größ-

ten Internet-Auktionshaus Ebay wird in verschiedenen Kategorien von der Steinzeit bis zum Mittelalter in Hunderten von Auktionen archäologisches Kulturgut versteigert. Dort finden sich Objekte aus allen Epochen und Fundstätten. Ein keltischer Bronzering ist ebenso zu erhalten wie römische Münzen „ungereinigt“ oder eine hallstattzeitliche Bügelfibel aus dem 7. Jahrhundert vor Christus. Im Regelfall wird kein Fundort angegeben. Gelegentlich stammen die Stücke aus einer Sammlungsauflösung oder einem Nachlass. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Objekte aus unerlaubten Grabungen stammen, dürfte sehr hoch sein, zumal die Objekte meist von Privatleuten bei Ebay eingestellt werden. Das vielfältige Angebot lässt den Schluss zu, dass hier ein großer Absatzmarkt entstanden ist, auf dem in der Regel keine spektakulären Preise erzielt werden.

In diesem Zusammenhang ist es dem Autor Bedürfnis darauf hinzuweisen: Wer archäologische Befunde undokumentiert plündert, zerstört Geschichte, nimmt uns Heutigen, vor allem aber den künftigen Generationen den unmittelbaren Zugang zur Geschichte. Zerstören wir dieses Fenster, verlieren wir einen entscheidenden Aspekt dessen, was den Menschen in seinem Wesen ausmacht. Wer aber ist für die Zerstörungen verantwortlich? Fest steht, dass es ohne

einen Markt für illegale Ausgrabungsobjekte keine illegalen Ausgrabungen gäbe.

Internationale Konventionen zum Kulturgutschutz

Archäologische Bodenfunde befinden sich in der Regel im Staatseigentum. Ein privater Eigentumserwerb ist nur möglich, wenn nachgewiesen werden kann, dass diese Bodenfunde nicht rechtswidrig ausgegraben und nicht durch Verstoß gegen die Gesetze und Bestimmungen des Landes verbracht wurden. Dieser Nachweis kann nur durch gültige Exportdokumente oder den Nachweis einer legalen Eigentümerkette geführt werden. Wenn die erforderlichen Nachweise nicht erbracht werden können, ist zumindest vom Tatbestand der Unterschlagung oder Hehlerei auszugehen.

Raubgrabungen sind überall verboten. Konsequenterweise ist auch der Handel mit und der Besitz von Raubgrabungsgut in den meisten Ländern untersagt. Mit dem ‚Übereinkommen über Maßnahmen zum Verbot und zur Verhütung der unzulässigen Einfuhr, Ausfuhr und Übereignung von Kulturgut‘ der UNESCO aus dem Jahre 1970 liegt eine Konvention vor, die zumindest den wichtigsten Forderungen nach einem einheitlichen Kulturgutschutz Rechnung trägt. Zugunsten liberaler Handelsgepflogenheiten wur-

de in Deutschland bis Anfang 2007 auf eine Ratifizierung der Konvention verzichtet. Die Lobby der Kunst- und Antiquitätenhändler hängt an der Tradition, dass Kunstwerke auch schon mal ohne Papierkram verkauft werden können. Trotz teilweise energischer Einsprüche des Handels mit dem Hinweis auf einen unzumutbaren Mehraufwand durch den verlangten Herkunftsnachweis wurde nach 36 Jahren auch in Deutschland der Kulturgutschutz in national geltendes Recht umgesetzt. Es war aber auch höchste Zeit, denn solange das Interesse des Marktes über das der Bestohlenen oder das des Kulturgutschutzes gestellt wird, kann sich an der zunehmenden Kunstkriminalität nichts ändern.

Es geht hier nicht um eine generelle Verhinderung des Handels mit Sammlerobjekten. Die Forderung nach Transparenz, nach Verzeichnissen für schützenswertes Kulturgut und nach Provenienzpässen für Kunstwerke stärkt den seriösen Kunstmarkt. Die bisherige nonchalante Haltung des Gesetzgebers nützte zwar dem Handel, schadete im Einzelfall aber den Sammlern, denn sie standen bisher ohne den Schutz der internationalen Abkommen da. Wie das ausgehen kann, zeigt ein Fall aus London, dort wurden 1976 Holzschnitte gestohlen und anschließend in Italien verkauft. Ein Jahr darauf

wurden diese in London vor den fassungslosen Augen des Bestohlenen versteigert – legal, nach dem Grundsatz „*lex rei sitae*“ ist der letzte Aufenthaltsort ausschlaggebend, und das italienische Recht erlaubte den gutgläubigen Erwerb von Hehlerware.² Man darf sich von dieser schon bald 40 Jahre alten Konvention nicht das erhoffen, wovon die Protektoren der Kulturgüter ausgegangen sind, nämlich die Kriminalisierung sämtlicher Aktivitäten auf dem illegalen Kunstmarkt. Inzwischen hat die Konvention auch einen verbesserten Nachfolger gefunden. Weil die UNESCO-Konvention nicht das Privatrecht betrifft, also Rückgabeforderungen von Einzelpersonen ausschließt, beauftragte die UNESCO das „Internationale Institut für die Vereinheitlichung des Privatrechts“ in Rom mit der Erarbeitung eines ergänzenden Übereinkommens. Diese „*Unidroit*-Konvention über gestohlene und illegal exportierte Kulturgüter“ wurde 1995 verabschiedet. Sie regelt die Rückgabe von Schmuggelgut und Raubfunden. Dass die Bundesrepublik Deutschland diesem *Unidroit*-Abkommen bislang nicht beigetreten ist, stimmt bedenklich. 2002 ratifizierte die Bundesrepublik zwar die Valletta-Konvention von 1992 zum Schutz des archäolo-

² Der Begriff stammt aus dem internationalen Sachenrecht und bezeichnet den Eigentumsvorbehalt als Recht des Ortes, an dem sich Sachen aktuell physisch befinden.

gischen Erbes, aber die daraus abzuleitende Forderung nach einer Vereinheitlichung der Denkmalschutzgesetze der Länder steht noch aus. Die Bundesrepublik Deutschland ist eben langsamer als viele andere europäische Staaten, wenn es um den Schutz von Kulturgütern geht. Dabei geht es einzig und allein darum, dass künftig mit Grabungsobjekten und einhergehenden Zerstörungen kein Geld mehr verdient werden kann. Kunsthändlernationen wie Großbritannien und sogar die Schweiz haben das Abkommen schon lange vor Deutschland unterzeichnet und ratifiziert.

Trotz erheblicher Bedenken von Kunst- und Antiquitätenhändlern haben die Eidgenossen der UNESCO-Konvention mit einem „Kulturgütertransfersgesetz“ Folge geleistet. Es ist seit dem 1. Januar 2005 in Kraft. Jetzt verjährt Kunstraub in der Schweiz erst nach 30 Jahren, und die Einfuhr von Kulturgütern ist deklarationspflichtig. Die Unterschrift der Schweiz war geradezu sensationell, denn bei allen großen in den letzten Jahren aufgefliegenen Schiebereien war sie die Drehscheibe. Da Helvetien keinerlei Gesetze zu Ein- und Ausfuhr von Kulturgut hatte, funktionierte das so: Schöne, aber „unsaubere“ Dinge wurden in eines der vier eidgenössischen Zollfreilager gebracht, dort aufbewahrt und nach Ablauf der Schweizer Verjährungsfrist von fünf Jahren

frisch „gewaschen“ legal verkauft.

Da die genannten Konventionen nicht rückwirkend gelten, betreffen sie auch nicht die Rückgabe von Kostbarkeiten aus Ägypten, der Türkei, Syrien etc., die zu Kolonialzeiten entwendet oder geplündert wurden. Die Herkunftsländer haben nur moralische Ansprüche. Das Zögern Deutschlands war insofern blamabel, als weltweit längst ein anderer Wind wehte. Der Prozess in Rom gegen eine frühere Kuratorin des Getty-Museums wegen des Vorwurfs des Antikenschmuggels ist derzeit nur der letzte spektakuläre Beweis dafür, dass der Jahrhunderte lange Umgang mit Antiken auf dem Prüfstand steht. Es kollidieren die Interessen der Museen mit den Eigentumsansprüchen der Herkunftsländer. Diese fordern zusehends die Offenlegung der Provenienzen, während die Museen mit leeren Regalen drohen, falls sich Rückführungsforderungen ergeben sollten.

Den Ermittlungsbemühungen wird bislang nicht die oberste Priorität beim globalen Kulturgutschutz eingeräumt. Interpol Lyon kann sich gerade zwei Beamte für seine „*Antiquities Tracking Task Force*“ leisten – und die sind weltweit zuständig. Scotland Yards Kunst- und Altertums-Abteilung besteht aus vier Beamten, das „*Rapid Deployment National Art Crime Team*“ des FBI aus acht Beamten. Der illegale Kunst- und An-

tikenmarkt kann jedoch nur ausgetrocknet werden, wenn die geplünderten Nationen ebenso wie die Länder, in denen die Altertümer umgeschlagen werden, die Budgets für ihre *Task Forces* in Sachen Kulturgutschutz aufstocken. Die Interpol-Mitgliedstaaten sollten ein noch größeres Team von Analysten engagieren, die auf gestohlene Altertümer spezialisiert sind.

Es muss ein Klima geschaffen werden, in dem eine allgemeine Verurteilung des Handels mit nicht dokumentierten Kunstschatzen die derzeit herrschende kultivierte Nachsicht ersetzt. Museen, Archäologen und Händler sollten einen strikten Verhaltenskodex einführen, der klarstellt, welches Dokument und welche Umsicht erforderlich sind, um ein Artefakt legal zu kaufen. Mögliche Fortschritte im Kampf gegen den illegalen Handel hängen aber weitgehend von einem hoffentlich zunehmenden öffentlichen Bewusstsein für die Bedeutung kulturellen Eigentums ab.

Machen wir uns aber nichts vor, der illegale Handel mit archäologischen Gegenständen und Antiken wird wahrscheinlich nie die gleiche Aufmerksamkeit oder die gleichen Ressourcen auf sich ziehen wie Terrorismus, Waffen-, Drogen- und Menschenhandel. Dabei ‚verdient‘ es dieses illegale Tun, vorrangig behandelt zu werden.

Literatur

GIULIANI 1995: Luca Giuliani: Von der braven Wissenschaft, dem bösen Markt und der Zerstörung der archäologischen Fundkontexte. Schriften des Deutschen Archäologieverbands e.V. 1995.

GRAEPLER/MAZZEI 1993: Daniel Graepler und Marina Mazzei: Fundort unbekannt. Raub-Grabungen zerstören das archäologische Erbe, München 1993, Seite 70 und 78.

GRAEPLER 1995: Daniel Graepler: Raub-Grabung und Archäologie. Schriften des Deutschen Archäologenverbands e.V. 1995.

Wolfgang Schönleber

Leonberg

Kriminalhauptkommissar i. R.

Landeskriminalamt Baden-Württemberg

Inspektion 440, Arbeitsbereich Kunst

Status und Performanz mykenischer Gelage: Neue Forschungen zum spätbronzezeitlichen Tiryns

Philipp W. Stockhammer

Gegenstand meiner Untersuchung ist ein diachroner Vergleich von Status und Performanz mykenischer Gelage in der Palastzeit (ca. 1400–1200 v. Chr.) und der Nachpalastzeit (ca. 1200–1050 v. Chr.), wobei mein zeitlicher Schwerpunkt auf der späten Nachpalastzeit zwischen 1250 und 1200 v. Chr. (Keramikphase SH III B2) und der früheren und mittleren Phase der Nachpalastzeit (Keramikphasen SH III C Früh und Mitte) liegt. Meine Ausführungen basieren auf ausgewählten Ergebnissen meiner Dissertation über die Keramik der Nachpalastzeit aus der Unterstadt von Tiryns und ihrem sozialen Kontext (Stockhammer 2008). Die Frage nach der Form des Feierns und damit nach Formen von Gelagen werde ich für die mykenischen Eliten der späten Palastzeit und der Nachpalastzeit stellen, um aus der Selbstdarstellung der Eliten Rückschlüsse auf gesellschaftliche und ideologische Wandlungsprozesse im 13. und 12. Jh. v. Chr. zu ziehen. ‚Gelage‘ definiere ich hier vereinfacht als performative Ereignisse, bei denen von einer Personengruppe eine große Menge an Nahrungsmitteln in einem nahen örtlichen, zeitlichen und situativen Zusammenhang verbraucht wird. Bei Gelagen handelt es sich vor allem auch um Ereignisse der sozialen Kommunikation, um die Realisierung gesellschaftlicher Diskurse in sozialem Handeln. Die Teilnehmer eines Gelages werden im Rahmen der Performanz integriert, während gegenüber den Außenstehenden eine klare Abgrenzung stattfindet. Die mykenische Palastzeit bis 1200 v. Chr. verdankt ihren Namen der Existenz mehrerer palatialer Zentren auf dem griechischen Festland, unter anderem in Mykene, Tiryns und Pylos auf der Peloponnes. In diesen Palästen herrschte ein König mit profaner und sakraler Macht. Die mykenische Gesellschaft war streng hierarchisch gegliedert, starr und undurchlässig. Dem

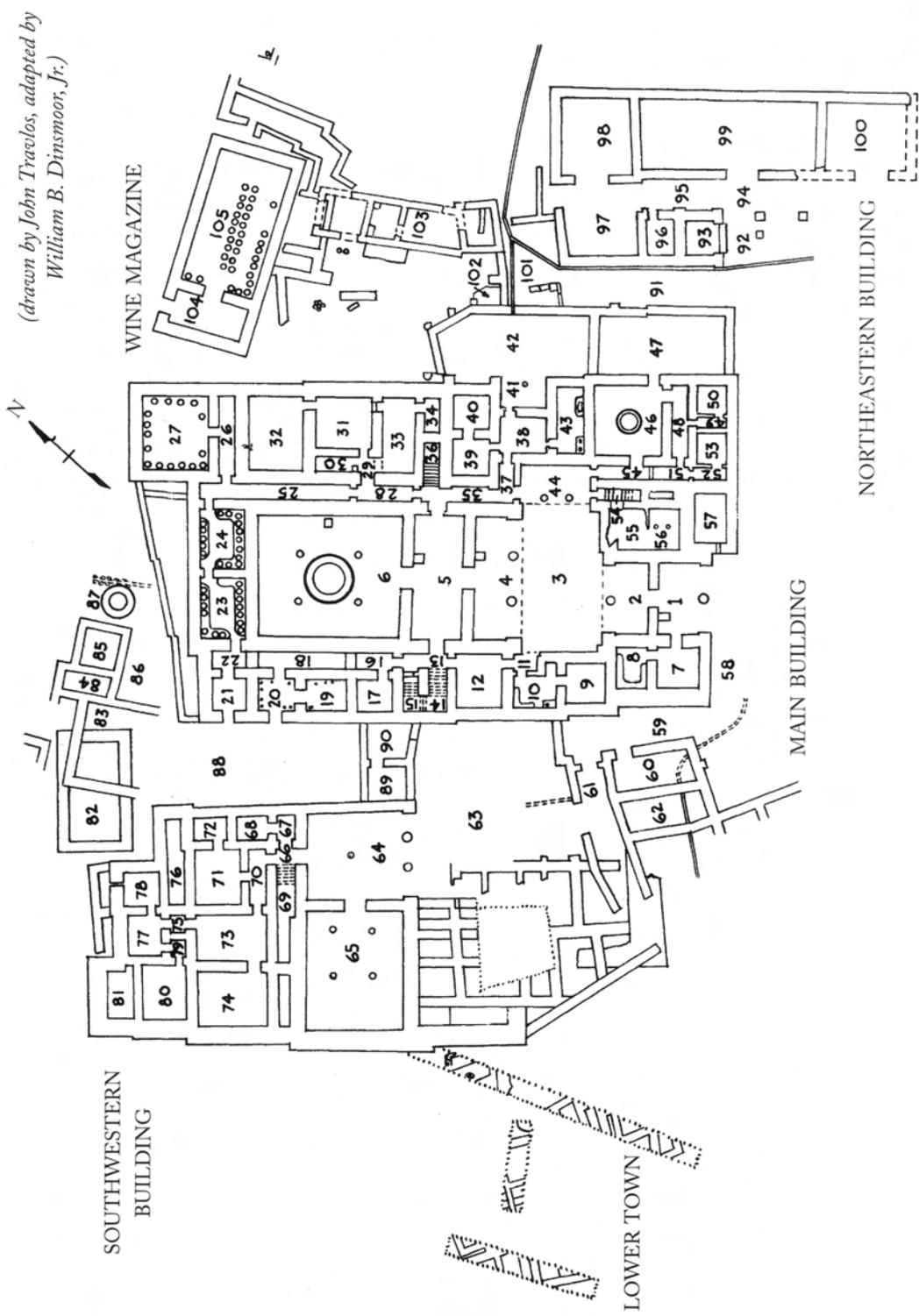


Abb. 1: Pylos, SH III B: Plan des Palastes.

König unterstand ein komplexes Verwaltungssystem, das große Teile der Wirtschaft kontrollierte. Kreta war von den mykenischen Palästen unterworfen worden und musste dem Festland Tribut zahlen, u. a. in Form von Öl in genormten und in ihrer Herkunft gekennzeichneten Transportgefäßen. Die Paläste der mykenischen Herrscher bestanden aus einer komplexen Abfolge von Höfen, Torhallen und Räumen, die allesamt reich mit Wandfresken ausgeschmückt waren. Um 1250 v. Chr. erschütterte ein schweres Erdbeben die nördliche Argolis. Dieses Erdbeben führte im Zentrum der Argolis, der Burg von Mykene, zu schweren Zerstörungen, während Tiryns offensichtlich glimpflich davon kam. Anstatt die Kräfte für den Wiederaufbau auf Mykene zu konzentrieren, entschied sich der König der Argolis, nunmehr Tiryns zum neuen Repräsentationszentrum auszubauen, während die Schäden in Mykene nur notdürftig oder gar nicht beseitigt wurden. Tiryns als Hafenzentrum und damit zentraler Warenumschlagplatz des mykenischen Griechenlands wurde nun zu einem überragenden, repräsentativen Zentrum umgestaltet. Um den in Tiryns nach 1250 v. Chr. realisierten architektonischen Gesamtplan der Bebauung hinsichtlich seiner sozialen Funktionen zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick nach Pylos zu werfen. Der Palast von Pylos wurde zeitgleich mit dem in Tiryns im 13. Jh. v. Chr. genutzt und bestand wie dieser aus einer Abfolge von repräsentativen Höfen und Räumen bis hin zum zentralen Bau des Megarons, das in seiner architektonischen Gestaltung ganz dem von Tiryns entsprach (Abb. 1). Der Palast von Pylos ging um 1200 v. Chr. im Zuge einer Brandkatastrophe zu Grunde, welche zur hervorragenden Überlieferung der Ausstattung des Palastes beitrug. Aus der Verteilung von Keramik und Metallgefäßen im Palast lässt sich hier mit größter Wahrscheinlichkeit die Form der in Pylos praktizierten Gelage rekonstruieren (Bendall 2004). Für die Verbindung von Architektur und Gelage in der mykenischen Palastzeit ist Pylos deshalb von besonderem Interesse, weil sich die gesamte Keramikausstattung des Palastes mit insgesamt ca. 8540 in Nutzung befindlichen Gefäßen *in situ* erhalten hat (Blegen – Rawson 1966; Whitelaw 2001). Die Masse der Gefäße, bei denen es sich vor allem um Gelagegeschirr handelt, fand sich in einigen wenigen, so genannten Keramiklagern. Die Zusammensetzung und Qualität der Keramik in den einzelnen Keramiklagern ist sehr unterschiedlich, auch wenn das jeweilige funktionale Spektrum der Gefäße sehr ähnlich ist. Reste von Metallgefäßen waren auf den Bereich des Megarons konzentriert.

Aus der räumlichen Verteilung der Keramik und der Metallgefäße lässt sich der performative Charakter der Gelage in Pylos erschließen (Bendall 2004, 112–124; 126): Je nach Position in der sozialen Hierarchie besaßen die Untertanen unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten zu verschiedenen Palasthöfen bzw. -räumen. Während die Masse der Untertanen auf dem Hof 58 vor dem Palast mit qualitativ minderwertigem Tongeschirr aus Raum 60 versorgt wurde, durfte eine nicht geringe Zahl an Teilnehmern in den großen Innenhof 63, wo sie aus qualitativ besserer Gelagekeramik aus den reich bestückten Keramiklagern (Räume 18–22) tranken. Andere Teilnehmer feierten im Hof 3 vor dem Megaron, wo man sie mit unbemalten Trinkschalen aus Raum 9 und aufwändig bemalten Mischgefäßen aus dem Raum 32 bewirtete. Aus der räumlichen Verteilung der Metallgefäße zu schließen, wurden im Megaron selbst bronzene und silberne, vielleicht auch goldene Trinkgefäße verwendet (Bendall 2004, 122 f.; vgl. bereits Blegen – Rawson 1966, 350). Wer Zutritt zum innersten Raum der Palastanlage hatte, gehörte zum unmittelbaren Umfeld des Herrschers. Die Wandfresken aus dem Zentralraum lassen den Schluss zu, dass die Elite in Zweiergruppen aufgeteilt an kleinen Tischen im Megaron saß, der König aber wohl ohne Gegenüber auf seinem Thron an der Nordostwand des Raumes (Wright 2004, 163 Abb. 13). Auch die im Palast von Pylos gefundenen Inventarlisten von Stühlen und Tischen für ein Gelage lassen auf Paare von Trinkenden schließen (Palaima 2000, 237; 2004, 235). So nennen die Ta-Tafeln etwa 22 Stühle und 11 Tische als Gelagemobiliar, das entsprechend dem Gelagefresko arrangiert gewesen sein dürfte. Architektur des Palastes und die Verteilung der Funde sprechen für eine Gelagehierarchie, in der jedem Teilnehmer seiner Position in der Gesellschaft entsprechend ein Platz in bzw. vor der Palastanlage zugewiesen wurde. Er bekam ein eigenes Trinkgefäß, ihm wurde seine Portion zugeteilt. Die räumliche Position im Gelage war unmittelbares Abbild der gesellschaftlichen Stellung. Das palastzeitliche Gelage ist insofern als Bekräftigung und Illustration einer bestehenden, festen und stark hierarchisierten Gesellschaftsordnung anzusehen. Auch wenn aus der Palastanlage von Tiryns aufgrund der frühen Grabungen heute keine Keramik mehr erhalten ist, zeigt deren architektonische Konzeption so weitgehende Übereinstimmungen mit der von Pylos, dass die anhand von Pylos zu erschließenden Gelagekonzepte auch hier realisiert worden sein dürften. Somit kann auch für Tiryns davon ausgegangen werden, dass unterschiedliche Bevölkerungsschichten

bei den großen Gelagen unterschiedlichen Zugang zu den drei großen Höfen im Palastareal erhielten.

Ihr plötzliches Ende fand die Palastzeit um 1200 v. Chr., als das zuvor auf verschiedenste Weise geschwächte Gesellschaftssystem zusammenbrach – entscheidend waren wohl mehrere schwere Erdbeben, wirtschaftliche Probleme und soziale Konflikte infolge der Ausbeutung der Untertanen sowie kriegerische Auseinandersetzungen. Mykene, Pylos und Tiryns gingen in kurzer Zeit in gewaltigen Brandkatastrophen zugrunde. Mit der Palastzeit endeten auch das starre hierarchisierte Gesellschaftssystem, die zentralisierte Verwaltung, die Schrift und die meisten spezialisierten Handwerkszweige, nicht jedoch die mykenische Kultur. In der Nachpalastzeit erlebte gerade Tiryns eine singuläre Blüte. Hierhin zog nach den Zerstörungen eine große Zahl von Flüchtlingen und legte um die in Trümmern liegende Burg eine 22 ha große stadtartige Siedlung an. Auf dem Burgfelsen selbst ließ man die so genannte Oberburg, wo einst der Palast gestanden hatte, in Ruinen liegen. Im Zentrum der Palastruinen errichtete man lediglich ein einzeln stehendes Gebäude, das wohl als Versammlungsraum der neuen Eliten diente (Maran 2001, 118; Mühlenbruch 2005). Hier herrschte und opferte nicht mehr ein allmächtiger König wie in der Pa-

lastzeit. Dafür trafen sich nun die Oberhäupter der einflussreichen Familien, die ihre Wohnhäuser jedoch nicht auf der Oberburg besaßen, denn um das neue Megaron lagen weiterhin die Trümmer des zerstörten Palastes als Mahnmal einer vergangenen, überwundenen Herrschaftsform. Die Eliten der Nachpalastzeit legten ihre Häuser in der großen Stadt um den Burgfelsen an. Die wichtigsten Einblicke in die nachpalastzeitliche Unterstadt von Tiryns vermitteln die Grabungen des Jahres 1976 unter der Leitung von Klaus Kilian im Areal ‚Stadt-Nordwest‘ (Kilian 1978) und die Grabungen in den Jahren 1999 und 2000 im Areal ‚Stadt-Nordost‘ (Maran – Papadimitriou 2006), die vom *Deutschen Archäologischen Institut* und der Griechischen Denkmalschutzbehörde unter der Leitung von Joseph Maran vorgenommen wurden. Ihre besondere Bedeutung verdanken die Funde aus den beiden Grabungen im Norden des Tirynter Burgberges der Tatsache, dass dieses Areal seit dem Beginn von SH III B um 1320/10 v. Chr. unbebaut blieb, weil es sich im Überschwemmungsbereich eines Flusses befand. Im Rahmen der planmäßigen Neugestaltung von Tiryns nach 1250 v. Chr. wurde dieser Fluss zwar mittels eines gewaltigen Damm- und Kanalsystems umgeleitet, um hier Bauland zu schaffen, doch kam es anscheinend vor

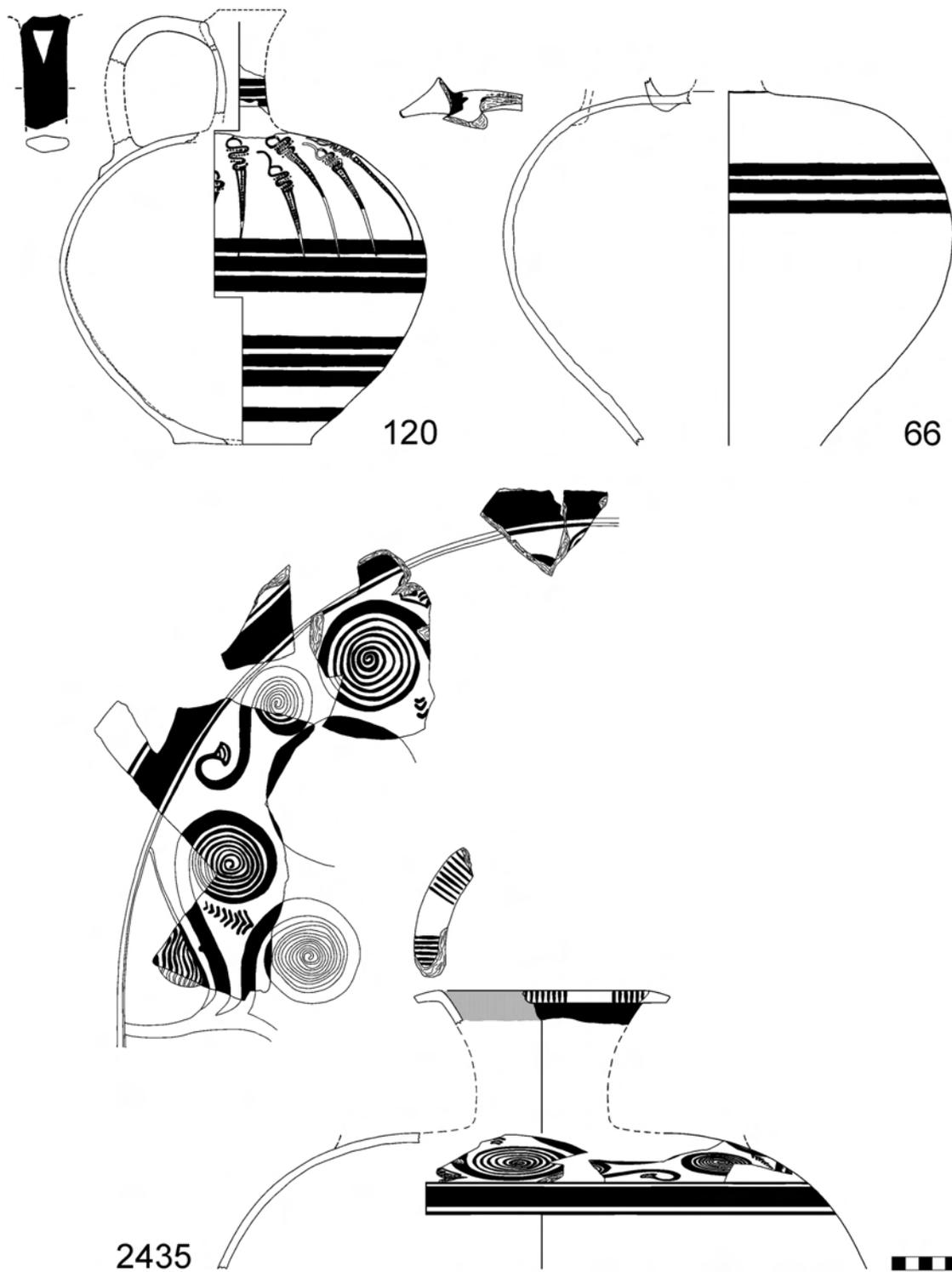


Abb. 2: Tiryns, Stadt-Nordost und -Nordwest, Phase 1, SH III C Früh 1/2: Bemalte Feinkeramik. Die Nummerierung der Gefäße entspricht den Katalognummern bei Stockhammer 2008.

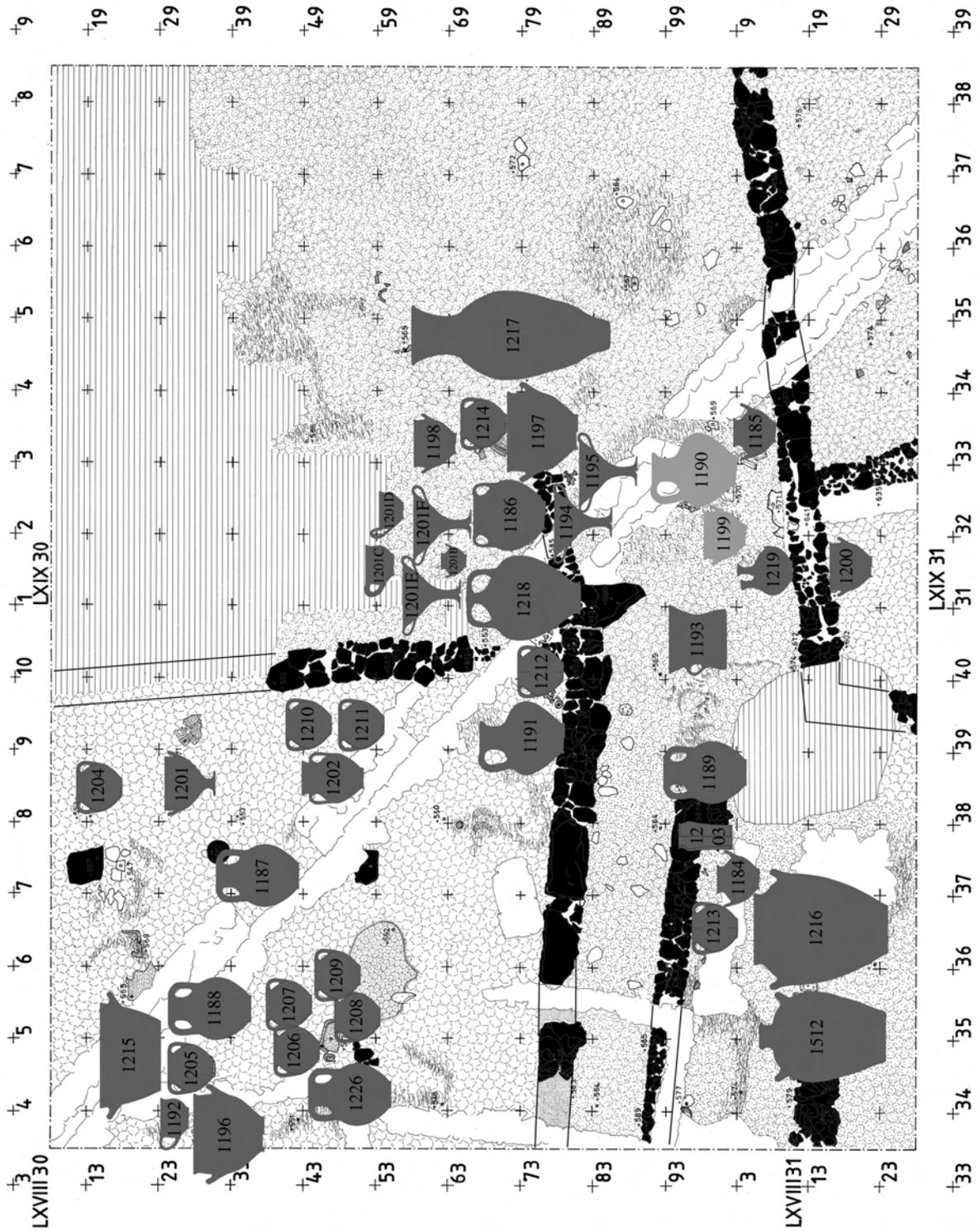


Abb. 3: Tiryns, Stadt-Nordost, Phase 2, SH III C Früh 2: *In situ* gefundene Gefäße. Die Zahlen in den Gefäßen entsprechen den Katalognummern bei Stockhammer 2008.

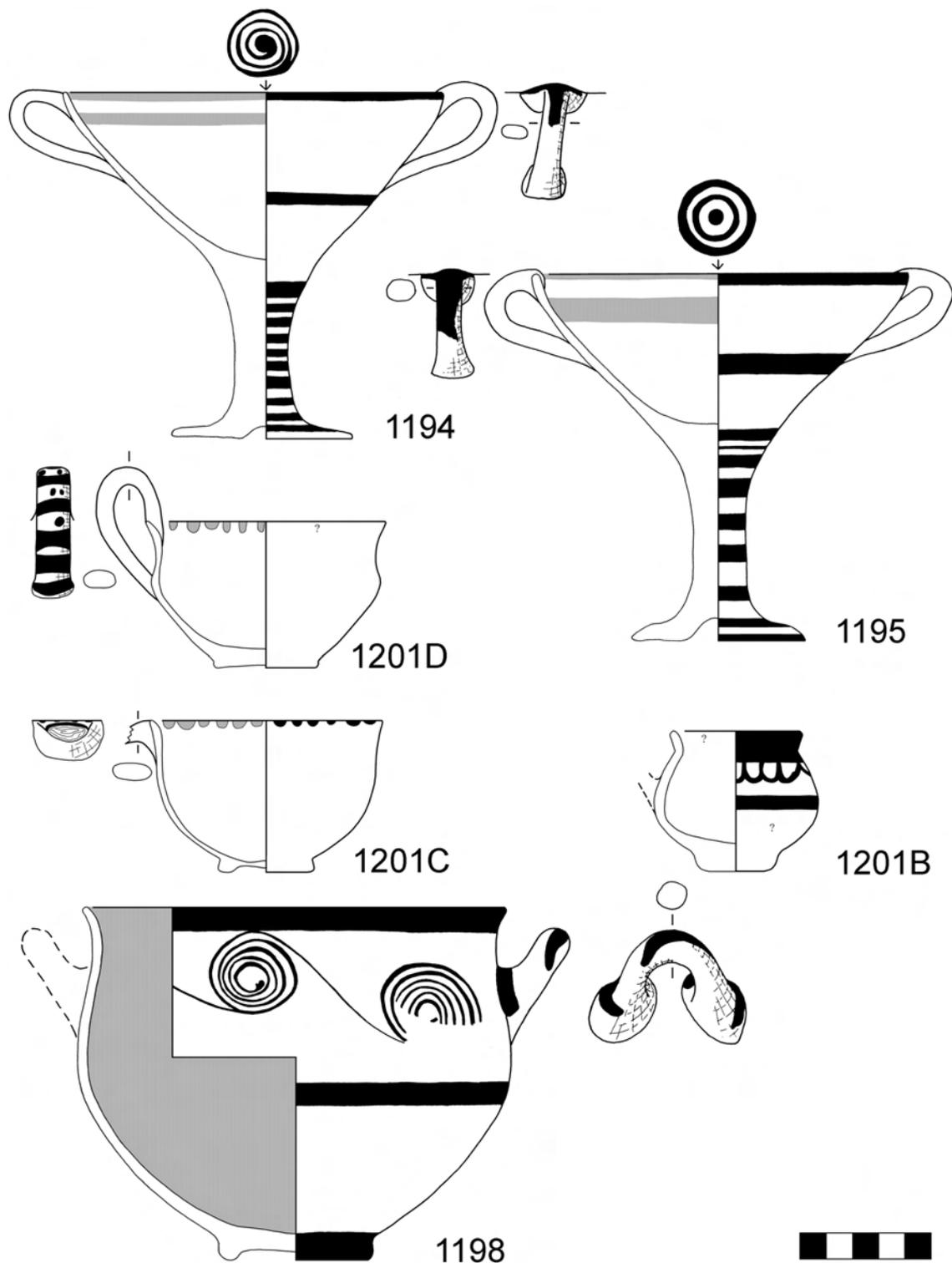


Abb. 4: Tiryns, Stadt-Nordost, Phase 2, SH III C Früh 2: *In situ* gefundene Gefäße. Bemalte Feinkeramik. Die Nummerierung der Gefäße entspricht den Katalognummern bei Stockhammer 2008.

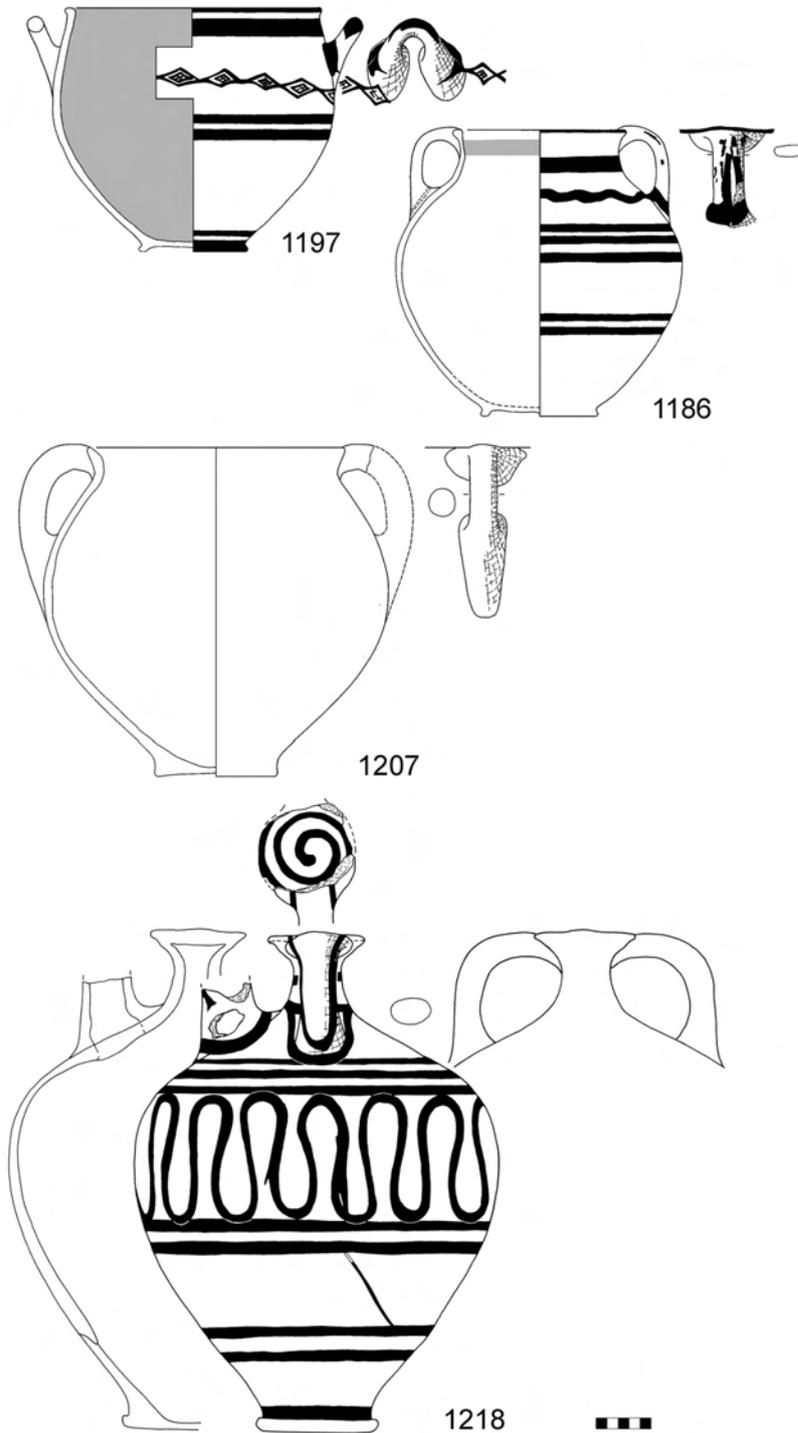


Abb. 5: Tiryns, Stadt-Nordost, Phase 2, SH III C Früh 2: *In situ* gefundene Gefäße. Bemalte Feinkeramik (1186, 1197), Kochkeramik (1207) und minoische Transportbügelkanne (1218). Die Nummerierung der Gefäße entspricht den Katalognummern bei Stockhammer 2008.

der Palastzerstörung um 1200 v. Chr. noch zu keiner Bebauung in diesem Areal. Die Überlebenden der Zerstörungen und die nach Tiryns flüchtenden Menschen aus den anderen, zerstörten Siedlungen der Argolis legten auch im Norden des Burgberges die bereits erwähnte Großsiedlung an, hier allerdings auf dem relativ sterilen Flussschotter (Kilian 1980, 173; Maran 2004, 283 f.). Für die Funde aus den Grabungen in Stadt-Nordost und Stadt-Nordwest bedeutet dies, dass sie allesamt in der Nachpalastzeit in dieses Areal gebracht wurden, sei es bewusst als Haushaltsgerät oder unbewusst in Form kleiner Scherben, wie sie etwa in dem für die Lehmziegel verwendeten Erdreich eingeschlossen waren. Ich möchte mich in meinen Analysen jedoch auf einige auffallende und größtenteils erhaltene Gefäße konzentrieren, für die mit Sicherheit angenommen werden kann, dass sie in der Nachpalastzeit bewusst in die dortige Wohnbebauung gebracht wurden. Von der ersten Phase der Besiedlung unmittelbar nach der Zerstörungskatastrophe (SH III C Früh) sind nur in Stadt-Nordwest aussagekräftige Architekturbefunde überliefert, während sich in Stadt-Nordost trotz großer Mengen an Keramik kaum Architektur erhalten hat. Trotz des Fehlens von Fußbodenkontexten mit reichen, am Ort ihrer Nutzung überlieferten Objekten sind auch in Stadt-

Nordost einige, annähernd vollständige Gefäße gefunden worden. Aus der Masse üblicher Keramik dieser Zeit ragen drei Gefäße heraus, deren Anwesenheit man eigentlich nicht in einem nachpalastzeitlichen Kontext vermutet hätte (zu den Fundkontexten ausführlich: Stockhammer 2008): Aus Stadt-Nordost stammt eine Kanne mit ausgeschnittenem Hals (FS 136), auf den gestaffelte, vertikale Schnecken (FM 23:9) sternförmig zustreben, zwischen denen sich unter dem Henkelansatz eine kleine Rosette (FM 27:23) befindet (Abb. 2, 120) sowie der Großteil einer qualitativ herausragenden, geschweiften Bügelkanne (FS 166), die eine glänzend polierte Oberfläche besitzt, auf der ein dicker, nach dem Brand orangefarbener Ton-schlicker aufgetragen wurde (Abb. 2, 66). Die erneute Bearbeitung der Alt-funde aus Stadt-Nordwest im Herbst 2005 brachte zahlreiche Fragmente einer großen geschweiften Amphore (FS 19) zu Tage, die auf ihrer Schulter einen Fries von Argonauten (FM 22) trägt, deren Fangarme zu Spiralen stilisiert sind (Abb. 2, 2435). Die Analyse formaler, stilistischer und technologischer Merkmale zeigt, dass es sich bei diesen drei Gefäßen um Objekte handelt, die lange vor der Nachpalastzeit hergestellt worden sein müssen. Für die Kanne mit ausgeschnittenem Hals ist eine Herstellung in SH III B1, also im frühen 13. Jh., anzu-

nehmen, die Bügelkanne findet ihre besten Vergleiche im späten 14. Jh. in der Keramikphase SH III A2 in Mykene, etwa in den großen Bügelkannen aus Petsas' Haus (Papadimitriou – Petsas 1950, bes. 208 Abb. 6). Die geschweifte Amphore aus Stadt-Nordwest ist aufgrund des Argonautenmotivs hingegen spätestens in SH III A1 zu datieren, also an den Beginn des 14. Jhs. v. Chr. und war damit bereits 200 Jahre alt, bevor sie bei ihrer Nutzung in Stadt-Nordwest zerbrach. Die drei relevanten Gefäße aus der Unterstadt von Tiryns sind sicher erst nach der Palastzerstörung dorthin gebracht worden. Man hatte also auch in der Argolis unmittelbar nach 1200 v. Chr. noch Zugriff auf Gefäße, die wohl über 100 Jahre alt waren. Es ist schwer vorstellbar, dass derartige Gefäße die Erdbebenzerstörung der Siedlung unbeschadet überstanden haben könnten. Bei einem fluchtartigen Verlassen von Gebäuden dürften es zudem nicht gerade die keramischen Großgefäße gewesen sein, die man in der Eile mitnahm. Eine Suche in den Trümmern nach der Zerstörung hätte nur Scherben erbracht. Ich halte es aufgrund der genannten Umstände für wahrscheinlich, dass am Beginn der Nachpalastzeit einige Familien gezielt auffällige, repräsentative Gefäße aus alten Kammergräbern der Umgebung entnahmen und in ihr Haushaltsgeschirr integrierten. Insofern überrascht es nicht, dass sich die besten Vergleiche für zwei der drei Altstücke aus der Unterstadt in palatialen Kammergräbern der Argolis fanden (vgl. Frödin – Persson 1938, 378; 379 Abb. 248, 2. 3; 380). Die Bedeutung der Gefäße für die damaligen Menschen ist meines Erachtens im Kontext des Wandels einer Vielzahl von Symbolen von der Palast- zur Nachpalastzeit zu sehen: Mit der Herrschaft des *wanax* brach am Ende der Palastzeit auch seine Macht über die Bilder zusammen. Einige der palatialen Bildmedien gingen mit dem Palastsystem zugrunde bzw. traten nur noch in sehr beschränktem Maße auf (z. B. Elfenbeinschnitzerei, Wandmalerei), sei es aufgrund von Rohstoffmangel, dem Fehlen potenter Auftraggeber oder sozialer Restriktionen (Rutter 1992, 62; 65; 70; 72 Anm. 10). Die Befreiung des Bildmediums von den herrscherlichen Restriktionen der Palastzeit, verbunden mit dem Wegbrechen einiger palatialer Bildträger, führte zu einer symbolischen Aufwertung der Medien, die nach der Zerstörung der Paläste den überlebenden alten Eliten und denen, die nun in diesen Kreis strebten, noch zur Verfügung standen, wie z. B. Keramik. Das Ende der Paläste hatte auch die Ablösung des *wanax* mitsamt dem palatialen Verwaltungssystem durch eine Gruppe aristokratischer Familien zur

Folge. An die Stelle starrer Hierarchien war ein dynamisches und durchlässiges Gesellschaftssystem getreten, in dem diese Familien in einem ständigen Wettbewerb um die Macht und die Legitimation ihrer eigenen sozialen Position standen (Deger-Jalkotzy 1991, 57–59; Maran 2006, 125; 128; 142–144). Ihre Position stützte sich vor allem auf ein Netz persönlicher Beziehungen. Aspekte wie familiäre Traditionen, Altersgruppe und Leistungsfähigkeit konnten nun eine zentrale Rolle bei der Gewinnung von Machtpositionen erlangen. Um die eigene Ausgangslage in diesem Wettkampf zu optimieren, untermauerte man durch gezielte Manipulation seiner eigenen materiellen Umgebung die Rechtmäßigkeit der gesellschaftlichen Stellung, die man innehatte oder anstrebte. Die Gelage in der Nachpalastzeit fanden also vor einem völlig anderen gesellschaftlichen Hintergrund statt. Das Festmahl stellte nun eine besondere Möglichkeit dar, Respekt, Prestige und damit letztlich die moralische Autorität zu gewinnen, die es in einer Gesellschaft mit durchlässigen Hierarchien ermöglicht, politischen Einfluss auszuüben. Angesichts der wichtigen sozialen Bedeutung gemeinsamer Gelage dürfte es nahegelegen haben, sich zudem möglichst zügig ein Tischservice zuzulegen, das den Geist der Blütezeit des Palastsystems ausströmte. Was lag

dabei näher, als sich im Kammergrab der eigenen Familie zu bedienen, als man dieses für Bestattungen erneut öffnete? Möglicherweise entnahm man einzelne Gefäße auch aus Kammergräbern der Familien, die die katastrophalen Ereignisse am Ende der Palastzeit nicht überlebt hatten. Seinen Gästen konnte man jedenfalls mit dem bereits damals antiken Geschirr die alten familiären Traditionen und damit den Anspruch der Familie auf eine herausragende Position auch in der Nachpalastzeit deutlich vor Augen führen. Einen noch besseren Einblick in die Selbstdarstellung der nachpalastzeitlichen Elite vermitteln die Befunde der Siedlungsphase 2 von Stadt-Nordost. Bei den Grabungen traf man den in seiner Architektur und Ausstattung auffälligen Raum 8/00 an, der sich aufgrund verschiedener Merkmale als Wohn- und Repräsentativbau einer elitären Familie der Nachpalastzeit ansprechen lässt (Maran 2004, 278; Maran – Papadimitriou 2006, 105). Von der üblichen, zeitgleichen Architektur in Tyrins und anderen nachpalastzeitlichen Siedlungen unterscheidet sich Raum 8/00 nicht nur in der schieren Größe und den somit notwendigen Stützenreihen im Inneren, sondern auch durch die Verwendung ungewöhnlich großer Steinquader im Mauerwerk und die keramische Ausstattung. Den besten Vergleich findet die-

ses repräsentative Gebäude im bereits gezeigten, nachpalastzeitlichen Megaron, das inmitten der Ruinen auf der Oberburg errichtet worden war. Um 1150 v. Chr. am Ende der Keramikphase SH III C Früh brannte der Raum 8/00 in Stadt-Nordost plötzlich nieder. Dass hier eine Art ‚Pompeii-Befund‘ vorliegt, zeigen die Töpfe auf der Herdstelle, in denen sich bei der Ausgrabung noch die zerteilten Knochenstücke der gerade in Zubereitung befindlichen Nahrung fanden. Das Lehm Dach des Hauses stürzte auf die Innenausstattung, die Ostwand verkippte jedoch auf den Hof und verschüttete die dort gerade genutzten Gefäße. Wie aus der Verteilung der Gefäße in Raum und Hof zu erschließen ist, brach das Feuer aus, als im Hof vor Raum 8/00 gerade ein Gelage veranstaltet wurde. In der exzeptionellen Befundsituation ist somit ein nachpalastzeitliches Gelage auf einmalige Weise in seiner räumlichen und materiellen Inszenierung dokumentiert. Auf Abb. 3 sind sämtliche Gefäße, für die ich eine *in-situ*-Fundlage annehme, in ihrer räumlichen Position angegeben, wobei versucht wurde, die unterschiedlichen Gefäßgrößen zu berücksichtigen. Die Zahlenangaben auf den Gefäßen entsprechen den Katalognummern, unter welchen die Gefäße in meiner Dissertation aufgeführt und besprochen werden (Stockhammer 2008). Zu beachten ist, dass sich im Bereich der Hoffläche nur dort Gefäße *in situ* erhielten, wo sie von der Ostmauer des Raumes verschüttet wurden. Die Konzentration der Gefäße im Hof vor dem Eingang von Raum 8/00 könnte somit wesentlich überlieferungsbedingt sein. Wie bereits erwähnt, zeigen die Position einiger Kochgefäße sowie deren Inhalt, dass das Feuer plötzlich während der Nahrungszubereitung ausbrach. Von den insgesamt zehn fast identisch geformten Kochtöpfen befanden sich nur vier an bzw. auf der Herdstelle (Abb. 5, 1207; ohne Abbildung: 1206, 1208–1209), einer im Eingangsbereich und ein weiterer auf der Hoffläche. Offenbar war man zum Zeitpunkt der Brandkatastrophe mit dem Kochen größerer Nahrungsmengen beschäftigt und trug das bereits fertig zubereitete Essen nach außen. Auf den Hof hatte man auch das einzige keramische Essgefäß, einen so genannten Skyphos (Abb. 4, 1198), gebracht und neben den Kochtopf platziert. Das Fehlen der sonst zahlreich überlieferten flachen und tiefen Keramikschaalen des Ess- und Serviergeschirrs legt nahe, dass die Bewohner des Raumes Metallschalen für diesen Zweck verwendeten, die sie beim Ausbruch des Feuers noch retten konnten. Zum Zwecke des Gelages hatte man fast alle Trinkgefäße aus Raum 8/00 in den Hof getragen und dort paarwei-

se platziert. Nördlich und südlich des Eingangs stellte man jeweils zwei fast identisch bemalte Trinkschalen auf (Abb. 4, 1194 und 1195 bzw. ohne Abbildung: 1201E und 1201F). Jeweils eine der beiden Trinkschalen besaß ein etwas größeres Volumen. Es bleibt zu fragen, ob sich in den unterschiedlichen Volumina ein soziales Ungleichgewicht der beiden Trinkenden widerspiegelt. Zu denken ist etwa an hierarchische Unterschiede oder an Geschlechterdifferenzen. Neben dem einen Trinkschalenpaar setzte man zudem ein Paar kleiner Tassen auf den Boden (Abb. 4, 1201C und 1201D), die man entweder zum Trinken, wahrscheinlich aber zum Füllen der Trinkschalen verwendete. Mit der paarweisen Platzierung von Trinkgefäßen nahmen die Veranstalter dieses nachpalastzeitlichen Gelages auf die palastzeitlichen Festmähler Bezug. In den Fresken aus den Palästen von Knossos und Pylos sind solche Paare Trinkender dargestellt, weshalb zu vermuten ist, dass mit der paarweisen Platzierung der Trinkgefäße an palastzeitliche Gelage angeknüpft werden sollte.

Von besonderem Interesse ist nun, dass nur in Phase 1 echte, aus Kammergräbern entnommene Altstücke zum Gelage verwendet wurden, obwohl dies auch noch zu einem späteren Zeitpunkt möglich gewesen wäre. In der elitären Selbstdarstellung

in Phase 2 vermischte sich nun in Form der verwendeten Objekte und im Rahmen der Handlungen beim Gelage ein Vergangenheitsbezug mit einem Gegenwartsbezug durch die Betonung der weiträumigen Interaktionsnetze sowie durch die Verwendung historistisch-eklektizistischer Gelagekeramik (dazu ausführlich: Stockhammer 2008, 168–170; 307 f.). Als Erklärung sind zwei völlig unterschiedliche Prozesse denkbar, die sich aber nicht gegenseitig ausschließen müssen: Die Ablösung des reinen Vergangenheitsbezugs durch den kombinierten Bezug auf Gegenwart und Vergangenheit kann darauf beruhen, dass einigen jungen Aristokraten schlichtweg das eigene Erlebnis der Palastzeit fehlte, weil sie zu dieser Zeit noch zu jung bzw. noch nicht einmal geboren waren. Geht man davon aus, dass in prähistorischen Verhältnissen Männer bereits mit 20 Jahren wichtige politische Positionen einnehmen konnten, war diese Situation vielleicht schon 10 Jahre nach dem Untergang der Paläste erreicht. Natürlich war die Erinnerung an die Paläste in der Gesellschaft noch sehr präsent, weil wohl auch noch 20 bis 30 Jahre nach der Katastrophe genügend Zeitzeugen lebten, die aus eigener Hand von der großen Vergangenheit zu berichten wussten. Das Aufkommen des Gegenwartsbezugs im PrestigeGeschirr wäre also mit der be-

ginnenden Transformation des Erinnerns an die Palastzeit vom eigenen Erlebnis hin zur erzählten Geschichte zu erklären. Eine andere Erklärung für diese Entwicklung und die dahinter stehende Motivation vermitteln die ethnoarchäologischen Untersuchungen zur Produktion und Bedeutung von Keramik durch Daniel Miller (1982; 1985) im indischen Dorf Dangwara. Die Mitglieder dieser Dorfgemeinschaft setzen Keramik gezielt ein, um damit ihre Position in der Kastenhierarchie darzustellen (Miller 1982, 91–94; 1985, 154–160). Sehr aufschlussreich ist die von Miller aufgezeigte dynamische Entwicklung in diesem System symbolischer Kommunikation: Obwohl die Zugehörigkeit zu einer Kaste durch die Geburt bestimmt wird, verwenden aufstrebende Mitglieder einer Kaste gezielt solche Keramikgefäße, die Zeichen der nächsthöheren Kaste sind. Deren Vertreter wiederum verlangen deshalb immer wieder neue Gefäße von den Töpfern, um sich wieder im materiellen Habitus von Angehörigen niedrigerer Kasten distanzieren zu können. Dieser Prozess – im Englischen spricht man von ‚Emulation‘ – hat die Erschaffung immer wieder neuer Formen der materiellen Statusrepräsentation zur Folge (Miller 1982, 89 f.; 94–96; 1985, 185–187). Eine ähnliche Dynamik könnte auch die Eliten der beginnenden Nachpalastzeit schnell zum Verzicht auf Altstücke aus Gräbern bewegt haben, da diese auch für nicht-elitäre Bevölkerungsgruppen relativ einfach zugänglich gewesen sein dürften. In dem Gelage, das die Brandzerstörung von Raum 8/00 so hervorragend konserviert hat, zeigt sich jedoch auch eine zweite Bezugsebene, die die hier wohnende, elitäre Familie offensichtlich zum Zweck der Selbstdarstellung für sich nutzte: den räumlichen Bezug in die Ferne. Einen noch deutlicheren Hinweis auf überregionale Interaktionen und deren Darstellung im Gelage geben gleich mehrere der Gelagegefäße. Um die bereits beschriebenen Trinkschalen zu füllen, bedurfte es eines Kraters als Mischgefäß. Dementsprechend hatte man einen kleinen Krater (Abb. 5, 1197) mit 7 l Fassungsvermögen aufgestellt, mit dessen Inhalt die vier Trinkschalen im Hof etwa dreimal zu füllen waren. In diesem Krater vermischte man wohl Wasser, Wein und Gewürze. Die Gewürze befanden sich wahrscheinlich in einem Miniaturgefäß (Abb. 4, 1201B), der Wein in der Amphore 1186 (Abb. 5, 1186), die beide direkt neben dem Krater standen. Das Wasser trug man vielleicht gerade in der im Eingangsbereich gefundenen Kanne 1191 nach außen. Von besonderem Interesse ist nun die Amphore 1186, die in Form und Bemalung ihre nächsten Parallelen auf Kreta in Kommos und auf Zypern

z. B. in Enkomi besitzt. Das Gefäß weist darauf hin, dass die Veranstalter des Gelages im Keramikgeschirr die Weitläufigkeit ihres Kommunikationsnetzes zur Schau stellten. Den deutlichsten Hinweis auf die Inszenierung familiärer Fernbeziehungen im Gelage zeigt jedoch die Positionierung einer kretischen Transportbügelkanne direkt an der Türschwelle außerhalb des repräsentativen Raumes. Während der Palastzeit wurden in diesen Gefäßen der Tribut aus dem unterworfenen Kreta an die mykenischen Paläste geliefert und die Bügelkannen in den Palästen in besonders dafür vorgesehenen Räumlichkeiten unter Verschluss gehalten. Es widerspricht jedweder praktischen Überlegung, ein großformatiges Transportgefäß mit relativ kleiner Standfläche und damit eher unsicherem Stand direkt an einem Ort maximaler Aktivität – dem Türdurchlass – aufzustellen. M. E. ist diese Platzierung des Gefäßes als bewusster kommunikativer Akt zu verstehen. Mit der aufwändigen Architektur von Raum 8/00 als Bühne, den exotisch anmutenden Gelagegefäßen und dem großformatigen Importgefäß inszenierte die elitäre Familie ihre weitläufigen Kommunikationsnetze im Gelage. Die Zurschaustellung familiärer Kommunikationsnetze bei gleichzeitigem Rückbezug auf die Blüte der Paläste mit den paarweise aufgestellten Kylikes machte das Ge-

lage vor Raum 8/00 zu einem Akt elitärer Selbstdarstellung, die den Anspruch auf eine herausragende Position der Familie im nachpalastzeitlichen Tiryns untermauerte.

Hält man sich abschließend noch einmal die angeführten Funde und Befunde aus dem Palast von Pylos und aus Tiryns Stadt-Nordost vor Augen, wird deutlich, dass ein Blick eines jeden Teilnehmers auf eine mykenische Gelagegemeinschaft der Palast- oder Nachpalastzeit wohl schnell zu klären vermochte, welchen Status die Feiernden besaßen bzw. gerne besessen hätten. Der Wandel der mykenischen Gelage von der Palastzeit in die Nachpalastzeit und innerhalb der Nachpalastzeit war stets eng mit dem Wandel des Gesellschaftssystems und seinen ideologischen Vorstellungen verbunden und ist vor diesem Hintergrund erst zu erklären.

Literatur

BENDALL 2004: L. M. Bendall, Fit for a King? Hierarchy, Exclusion, Aspiration and Desire in the Social Structure of Mycenaean Banqueting. In: P. Halstead – J. C. Barrett (Hrsg.), Food, Cuisine and Society in Prehistoric Greece (Oxford 2004) 105–135.

BLEGEN/RAWSON 1966: C. W. Blegen – M. Rawson, The Palace of Nestor at Pylos in Western Messenia I. The Buildings and Their Contents (Prince-

ton 1966).

DEGER-JALKOTZY 1991: S. Deger-Jalkotzy, Diskontinuität und Kontinuität. Aspekte politischer und sozialer Organisation in mykenischer Zeit und in der Welt der Homerischen Epen. In: D. Musti – A. Sacconi – L. Rocchetti – M. Rocchi – E. Scafa – L. Sportiello – M. E. Giannotta (Hrsg.), *La transizione dal miceneo all'alto arcaismo. Dal palazzo alla città*, Atti del convegno internazionale, Rom, 14.–19. März 1988 (Rom 1991) 53–66.

FRÖDIN/PERSSON 1938: O. Frödin – A. W. Persson, *Asine. Results of the Swedish Excavations 1922–1930* (Stockholm 1938).

FURUMARK 1941: A. Furumark, *The Mycenaean Pottery: Analysis and Classification* (Stockholm 1941).

KILIAN 1978: K. Kilian, *Ausgrabungen in Tiryns 1976. Bericht zu den Grabungen*. AA 1978, 449–470.

KILIAN 1980: K. Kilian, *Zum Ende der mykenischen Epoche in der Argolis*. JbRGZM 27, 1980 (1982), 166–195.

MARAN/PAPADIMITRIOU 2006: J. Maran – A. Papadimitriou, *Bericht zu den Ausgrabungen in Stadt-Nordost*. In: J. Maran, *Forschungen im Stadtgebiet von Tiryns 1999–2002*. AA 2006, 99–133.

MARAN 2001: J. Maran, *Political and Religious Aspects of Architectural Change on the Upper Citadel*

of Tiryns. The Case of Building T. In: R. Laffineur – R. Hägg (Hrsg.), *Potnia. Deities and religion in the Aegean Bronze Age. Proceedings of the 8th International Aegean Conference/8e Rencontre Égéenne Internationale*, Göteborg, 12.–15. April 2000. *Aegaeum* 22 (Liège u. Austin 2001) 113–122.

MARAN 2004: J. Maran, *Architektonische Innovation im spätmykenischen Tiryns – Lokale Bauprogramme und fremde Kultureinflüsse*. In: Verein zur Förderung der Aufarbeitung der Hellenischen Geschichte e.V. (Hrsg.), *Althellenische Technologie und Technik, Tagungsband*, Ohlstadt, 21.–23. März 2003 (Weilheim 2004) 261–286. Diskussion: S. 289–293.

MARAN 2006: J. Maran, *Coming to Terms with the Past: Ideology and Power in Late Helladic III C*. In: S. Deger-Jalkotzy – I. S. Lemos (Hrsg.), *Ancient Greece: From the Mycenaean Palaces to the Age of Homer*. *Edinburgh Leventis Stud.* 3 (Edinburgh 2006) 123–150.

MILLER 1982: D. Miller, *Structures and Strategies: An Aspect of the Relationship between Social Hierarchy and Cultural Change*. In: I. Hodder (Hrsg.), *Symbolic and Structural Archaeology* (Cambridge 1982) 89–98.

MILLER 1985: D. Miller, *Artefacts as categories: A study of ceramic variability in Central India* (Cambridge 1985).

MÜHLENBRUCH: 2005 T. Mühlbruch, Ein dunkles Zeitalter? – Untersuchungen zur Siedlungsstruktur der Unter-burg von Tiryns in der mykenischen Nachpalastzeit (Diss. Heidelberg 2005).

PALAIMA 2000: T. G. Palaima, The Pylos Ta Series: From Michael Ventris to the New Millennium. BICS 44, 2000, 236 f.

PALAIMA 2004: T. G. Palaima, Sacrificial Feasting in the Linear B Documents. Hesperia 73, 2004, 217–246.

PAPADIMITROU/PETSAS 1950: I. Papadimitriou – Ph. Petsas, *Ανασκαφαί εν Μυκήναις*. Prakt 1950, 203–233.

RUTTER 1992: J. B. Rutter, Cultural Novelties in the Post-palatial Aegean World: Indices of Vitality or Decline? In: W. A. Ward – M. S. Joukowsky (Hrsg.), The Crisis Years. The 12th Century B.C. From beyond the Danube to the Tigris. International Conference at Brown University, Providence, 16.–19. Mai 1990 (Dubuque 1992) 61–78.

STOCKHAMMER 2008: P. Stockhammer, Kontinuität und Wandel – Die Keramik der Nachpalastzeit aus der Unterstadt von Tiryns (Diss. Heidelberg 2008). <<http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/8612/>>

WHITELAW 2001: T. M. Whitelaw, Reading between the Tablets: Assessing Mycenaean Palatial Involvement in Ceramic Production and Consump-

tion. In: S. Voutsaki – J. T. Killen (Hrsg.), Economy and Politics in the Mycenaean Palace States. Proceedings of a Conference in the Faculty of Classics, Cambridge, 1.–3. Juli 1999. CambrPhilSoc Suppl. Vol. 27 (Cambridge 2001) 51–79.

WRIGHT 2004: J. C. Wright, A Survey of Evidence for Feasting in Mycenaean Society. Hesperia 73, 2004, 133–178.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Blegen – Rawson 2001, Umschlag hinten innen (Courtesy of the Trustees of the American School of Classical Studies at Athens).

Abb. 2: Stockhammer 2008, Taf. 3. 8. 111.

Abb. 3: Stockhammer 2008, Abb. 90.

Abb. 4: Stockhammer 2008, Taf. 49. 51.

Abb. 5: Stockhammer 2008, Taf. 47. 50. 53. 57.

Dr. Philipp W. Stockhammer

Institut für Ur- und Frühgeschichte

und Vorderasiatische Archäologie

Marstallhof 4

69117 Heidelberg

philipp.stockhammer@zaw.uni-heidelberg.de

www.philipp-stockhammer.de

Von Unteruhldingen bis Groß Raden – Konzepte zur Rekonstruktion ur- und frühgeschichtlicher Denkmäler im 20. Jahrhundert

Gunter Schöbel

Das Denkmal ist oft ein Fragment und somit Rest eines ehemals Ganzen. Ziel der Archäologie ist es, möglichst viel davon mit wissenschaftlicher Methode wieder kenntlich zu machen und erklären zu können. Dafür gibt es unterschiedliche Wege und eine zunehmende Zahl an Methoden. Das Original, die „*in-situ*-Präsentation“, die Teil- oder Komplettrekonstruktion, die Translozierung, die Inszenierung, das Science- und Experimentiermuseum, das Internet, das virtuelle Museum. Einwirkungen des Zeitgeistes oder „Mainstreams“ bei den Darstellungen sind an vielen Beispielen der letzten 100 Jahre präsent, da jede Generation anders erläutert und lernt (Schöbel 2008, 93f., 2006a, 69 f. und 2006b, 98 f.; Waldemer 2006, 9 f.; Paardekooper 2007, 24 f.).

Freilichtmuseen erleben zurzeit einen Boom, weil sie gut sichtbar und gut erfahrbar sind. Museumsbetrei-

ber haben erkannt, dass mit dem Mittel der breiten Bespielung mehr zu erreichen ist als mit der reinen Befund- und Fundausstellung. Oft besteht auch die Hoffnung auf ein gutes Geschäft mit Unterstützung der EU, was allerdings nur selten, wenn nach einigen Jahren zusammengezählt wird, glückt. In einer Freizeitgesellschaft, die zunehmend an Geschichten und abnehmend an Geschichte interessiert ist, kann diese Entwicklung zum Problem werden, weil eine zunehmende Distanz zu den Quellen schnell auch zu einer Manipulation der Information führen kann. Die Kommerzialisierung der Inhalte im Europapark Rust bei Freiburg und im Däniken-Park bei Interlaken muss insofern als jüngste Entwicklung nachdenklich stimmen (David 2005, 26 f.; Schöbel 2005, 284 f.). Das Denkmal als Fragment im Hotel im Vergnügungspark? Wann

folgen dem Kolosseum in Rust und der Pyramide in Interlaken die Großsteingräber, Wachtürme, Grabhügel oder Pfahlbauten und wie sieht es dann mit der Deutungshoheit über die Kulturdenkmale aus? Wird das Original verzichtbar? Überlassen wir die Übermittlung denen, die die Inhalte klar – wenn auch nicht immer korrekt – transformieren? Aber es gibt auch positive Beispiele der Kooperation zwischen Museum und Unterhaltungsformaten wie eine SWR/ARD-Steinzeitproduktion mit Erlebnis- und Wissenschaftscharakter, die 2007 in kurzer Zeit ein zweistelliges Millionenpublikum erreichte (www.swr.de/steinzeit; Schlenker und Bick 2007).

Welche Rolle spielen hierbei vor- und frühgeschichtliche Freilichtmuseen und wie binden sie sich in diese Aufgabe ein?

Nach den Definitionen des Weltmuseumsverbandes ICOM (*International Council of Museums*), und dem Verband der europäischen Freilichtmuseen ist auch ein archäologisches Freilichtmuseum dann eine anerkannte Einrichtung, wenn es neben der Erfüllung des allgemeinen Museumskanons: „Bewahren, Sammeln, Erforschen, Vermitteln“ 1. wissenschaftlich geleitet oder beaufsichtigt

wird 2. ganzheitlich und nichtkommerziell orientiert ist und 3. Originalfunde besitzt oder seine Haus-, Grab-, Festungs-, Siedlungsrekonstruktionen, wenn keine Originalsubstanz mehr auszustellen ist, wie etwa bei Holzbauten der Fall, wissenschaftlich sorgfältigst auf der Basis von Originalbefunden erstellt hat (Schöbel 2004b, 156; Waldemer 2006, Anhang 173 f.). Ihre Stellung unter den baulichen Freilichtmuseen, für die die Regelung ohne Einschränkungen gilt, ist allerdings noch nicht gefestigt, was insbesondere die Neufassung der ICOM-Deklaration von 1982 im Absatz I, 3 zum Ausdruck bringt. „... Daneben sind Freilichtmuseen auch für die ganzheitliche Darstellung anderer Bereiche der Kulturgeschichte geeignet, z. B. des Gewerbes, des Verkehrs oder der Industrie. Archäologische Museen im Freien, in denen Zeugnisse der Ur- und Frühgeschichte präsentiert werden, etwa als Rekonstruktionen, können nur ausnahmsweise als Freilichtmuseen anerkannt werden“ (Waldemer 2006, Anhang ICOM-Deklaration 1982, 181). Nicht festgelegt ist bislang, wer diese Anerkennung ausspricht.

Originalfunde sind inzwischen bei archäologischen Freilichtmuseen selten geworden. Viele kommen ohne diese aus, was sich in einer Vielfalt an Bezeichnungen widerspiegelt wie „Archäozentrum“, „Archäopark“, „Ar-

chäologischer Themenpark“, „Archäologisches Freilichtmuseum“, „Mittelalterlicher Freizeitpark“, „Living History Museum“. Wir zählen in Europa bereits 40 verschiedene Begriffe für diese „Museumsgattung“. Die Vielfalt der Bezeichnungen dokumentiert das Bemühen, sich im Einzelfall vom traditionellen Museum abzugrenzen. Die Szenerie ist bunt und erhält am kommerziell orientierten Rand – laut ICOM-Statuten sollten Museen nicht wirtschaftlich ausgerichtet sein – auch ungewollten Zuwachs. Eine engere Auslegung des Museumsbegriffes auf den Stand von vor der jüngsten ICOM-Fassung von 1989 wäre dort wieder wünschenswert. Was die oben genannten Einrichtungen eint, ist – bei gutem Standort und gutem Zuspruch – eine einigermaßen ausreichende Teil- bis Eigenfinanzierung und viele engagierte freiwillige Helfer. Dies macht sie auch für die Politik interessant. Der staatliche Bildungsauftrag kann kostengünstig erfüllt werden. Viele werden durch Gesellschaften und Vereine getragen, die wenigstens sind staatlich finanziert. Dies hat Auswirkungen auf die Popularisierung der Inhalte (Korff 2001, 16). Es wird kritisiert, dass das Denkmal oder das Fragment zwar wissenschaftliche Ankerfunktion besitzt, nicht aber wie im traditionellen Museum Ausgangspunkt aller Erläuterung ist. Ihre wissenschaftliche Qualität ist dabei un-

terschiedlich. Abseits der Kritik an Popularisierungstendenzen bei den Freilichtmuseen besteht ihre Stärke in der erfolgreichen Geschichts- und Kulturvermittlung für weite Teile der Bevölkerung.

Seit 2001 ist ein Teil der archäologischen Freilichtmuseen in Europa in der Vereinigung EXARC (*European Xchange on Archaeological Research and Communication*) nach wissenschaftlichen Standards organisiert (www.exarc.eu; Schöbel 2002). Dennoch ist es bis heute nicht gelungen, die rund 400 Freilichtmuseen archäologischer Prägung in Europa einer klaren Definition oder einem Generalkonzept zu unterstellen. Weit gefasst erscheint der „Code of Ethics for Museums“ (USA) (www.aam-us.org/museumresources/ethics/coe.cfm). Im Gesetzesrang sind erfreulicherweise seit 2002 die „musées de France“ (www.culture.gouv.fr/culture/min/index-dmf.htm). Neue Konzepte liegen seitens der Autonomen Provinz Bozen - Südtirol (www.provinz.bz.it/kulturabteilung) und der Museumsverbände Niedersachsen und Bremen (museumsregistrierung@mvnb.de) vor. Eine englische Studie im Auftrag des Council for Museums, Archives and Libraries (Mason u. Weeks 2002) erfasste vor kurzem die nationalen Museumsstandards von „Australia to Zanzibar“. Ein solcher in eine Zertifizierung

mündender Prozess wäre auch bei den deutschen archäologischen Freilichtmuseen (www.museumbund.de) wünschenswert.

Wie viele Freilichtmuseen gibt es in Deutschland und im benachbarten deutschsprachigen Raum?

Gegenwärtig zählen wir mit den abgegangenen in Deutschland 80 Freilichtanlagen einschließlich der römischen, von Unteruhldingen im Süden bis nach Haithabu bei Schleswig im Norden (Abb. 1). In Österreich und der Schweiz sind 26 zu notieren (Stand 2009). Räumlich fällt auf, dass sie sich auf dem Lande und entlang der siedlungsgeographischen Hauptachsen entlang Donau und Rhein konzentrieren und dort vorkommen, wo hervorragende archäologische Fundstellen vom Paläolithikum bis ins Hochmittelalter in unmittelbarer Nähe gute Voraussetzungen für eine Präsentation boten.

Die nach Ahrens (1990) und Schmidt (2000) sowie eigenen Erhebungen dargestellte chronologische Entwicklung (Abb. 2) zeigt den Beginn der Rekonstruktionen schon im 19. Jahrhundert. Erste Ansätze gab es um 1910 und 1920, eine Gruppe ab 1936, sowie eine durchgängige Entwicklung ab etwa 1970 in Deutschland und einen Boom

ab 1988/90, der bis heute anhält. Von der zeitlichen Zuordnung sind in Deutschland einschließlich der abgegangenen Einrichtungen die vor- und frühgeschichtlichen mit 46 am häufigsten, gefolgt von römischen Vertretern mit 18 und von den Anlagen des Frühmittelalters und des Mittelalters, gleichfalls 18. Nach einer ersten Prüfung sind als Freilichtmuseen nach ICOM-Standard etwa 80 Prozent einzuordnen.

Wer betreibt Freilichtmuseen, und was waren die Gründungsmotive?

Es ist festzuhalten, dass die meisten Anlagen von Einzelpersonen und Vereinen initiiert wurden, denen es nicht genug war, etwas gefunden zu haben, sondern deren Vorstellungskraft mehr verlangte. Der Unteruhldinger Pfahlbauforscher, Bürgermeister und Museumsgründer Georg Sulger zum Beispiel wollte seinen Funden eine erfahrbare Dimension in einem Freilichtmuseum geben und gründete hierzu einen Verein (Sulger 1940, 3). Der örtliche Landrat Hermann Levinger, der Präsident des Bodensee-geschichtsvereins Victor Mezger und der Tübinger Professor Robert Rudolf Schmidt mit seinen Assistenten Hans Reinerth und Georg Krafft halfen bereits 1922, den Plan umzusetzen (Schöbel 2002, 169f.). Der Prähisto-

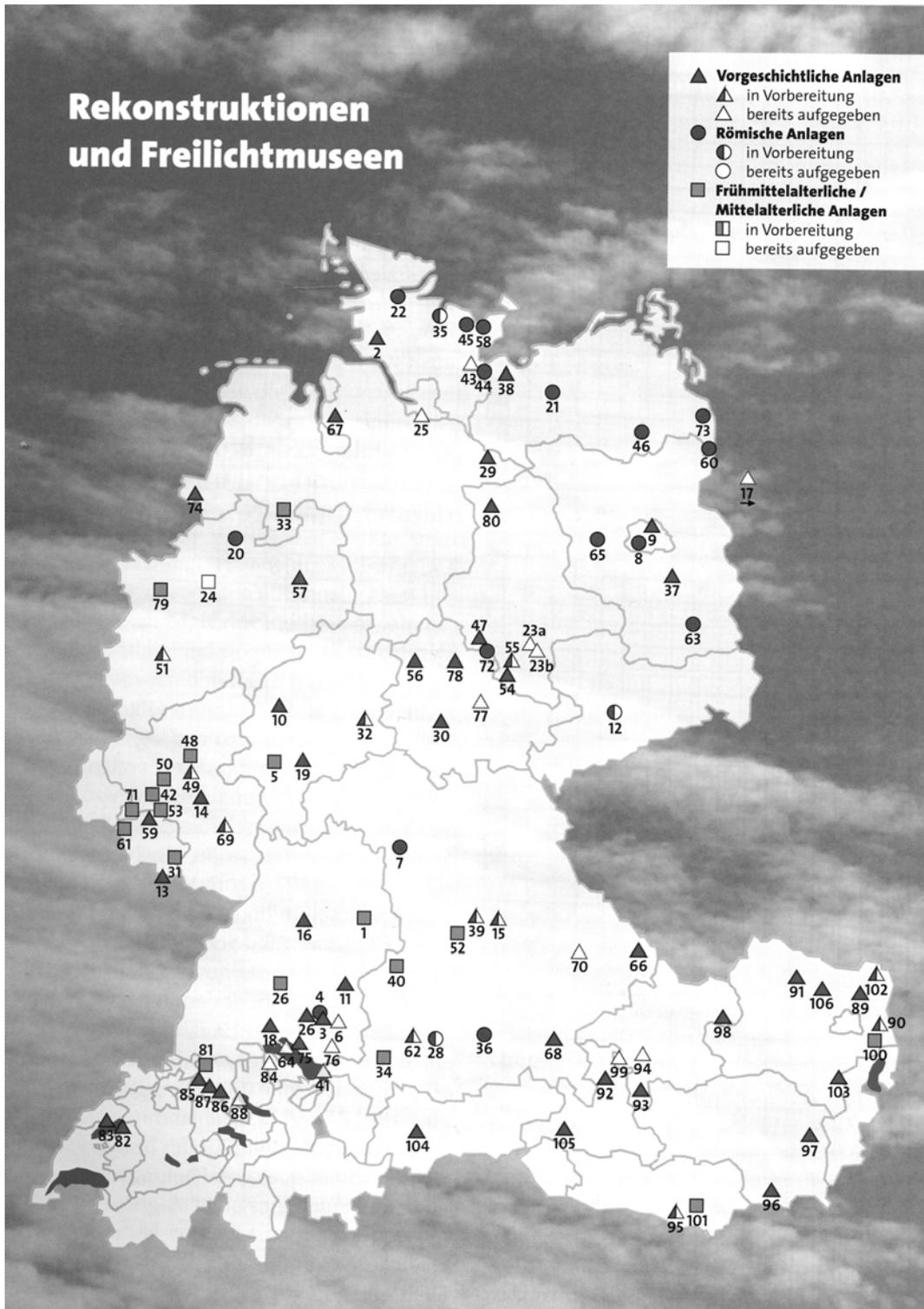


Abb. 1: Verbreitungskarte der archäologischen Freilichtmuseen (Deutschland/Österreich/Schweiz, Stand 2007).

Gründungsdaten der Rekonstruktionen und Freilichtmuseen

	▲ Vorgeschichtliche Anlagen	● Römische Anlagen	■ Früh- / Mittelalterliche Anlagen
1890 – 1899			
1900 – 1909			
1910 – 1919			
1920 – 1929			
1930 – 1939			
1940 – 1949			
1950 – 1959			
1960 – 1969			
1970 – 1979			
1980 – 1989			
1990 – 1999			
2000 – 2007			
	68	19	19

= 106

Abb. 2: Überblick zu den Gründungen von Freilichtmuseen seit dem 19. Jahrhundert (Stand 2007).

riker Ewald Schuldt in Mecklenburg-Vorpommern krönte seine Ausgrabungstätigkeit in Groß Raden mit dem Aufbau eines archäologischen Freilichtmuseums, das 1987 eröffnet werden konnte (Schuldt 1990). Wichtig bei Anlagen dieser Art war oft der Finanzierungsaspekt, der die Gründer dazu zwang, wirtschaftlich zu konzipieren, Tourismus und Pädagogik mit einzubeziehen und kreative Lösungen zu suchen, da oft keine Staatsgelder zu Verfügung standen und manchmal auch Gegenwind seitens der Kulturverantwortlichen – das trifft den Osten wie den Westen – bestand. Dies hat sich in den letzten 15 Jahren mit dem verstärkten Einsatz von ABM-Mitteln, Europageldern und Drittmitteln für den Strukturaufbau auf dem Lande geändert.

Die Entwicklung von 1900 bis 2000

Die Wurzeln der Freilichtmuseen liegen in den Ausgrabungsstätten hervorragender Wichtigkeit, aber auch in den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts, in der Volkskunde und in den Anfängen der Museumspädagogik (Müller-Scheeßel 1998, 22 f.; Schöbel 2004a, 223 f.; Comis 2006). So hatte die Schweizer Regierung schon 1878 Sammlungsfunde aus den Pfahlbauten, Modelle und Gemälde in ihrem Pavillon auf der Weltausstellung in Pa-

ris präsentiert. Die Prototypen im Bally Park bei Schönenwerd im Aargau (1890), Kammer am Attersee (1909), Lindau am Bodensee (1910), Rössen bei Merseburg (1918), Schussenried in Oberschwaben (1919) oder Unteruhldingen I (Schöbel 1997, 116 f.; Leineweber 2001, 11) zeigen Bezugspunkte zu den ethnografischen Dörfern der Expositionen in Paris 1878 und 1889 des Architekten Claude Garnier, wo Dioramen prähistorischer Zeiten, 1:1-Rekonstruktionen und eingerichtete Wohnstuben gezeigt wurden. Die ersten volkskundlichen Museen des Museumsdirektors Oskar Hazelius vor den Toren Stockholms etwa in Skansen (1891), inspiriert von einer schwedischen Bauernstube auf der Weltausstellung Paris (1878), sind die inhaltlichen Vorbilder nachfolgender Museumspräsentationen.

Die Darstellungspraxis umfasste schon früh die Originalfundausstellung wie etwa in Kammer am Attersee oder in Unteruhldingen am Bodensee, weiter den Modellbau in Miniaturwelten für Museen und Lehrmittelverlage (Abb. 3) und 1:1-Rekonstruktionen etwa im Wilden Ried am Federsee und bereits die Experimentelle Archäologie (Schöbel 2005, 294; Keefer 2006, 12 f.). In der Weimarer Zeit traten hinzu die Einbindung der Naturwissenschaften, die Landschaftsinszenierung, das begehbare Stubenprinzip, die Fotografie, Illustration, Re-

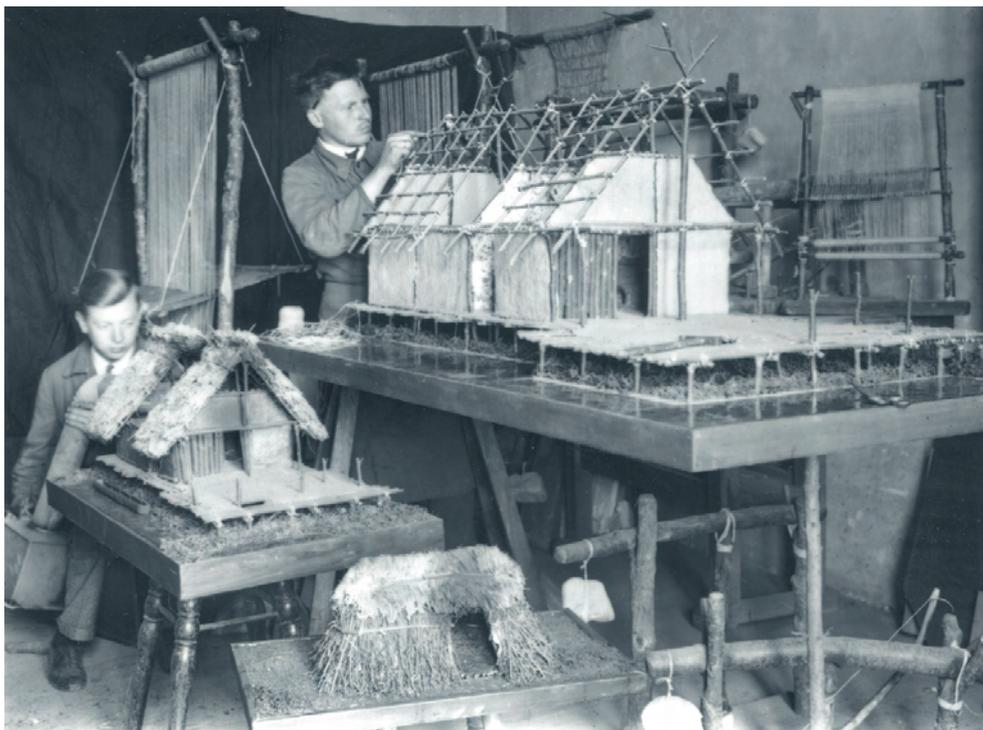


Abb. 3: Arbeiten in der Modellwerkstatt Tübingen, Schloss Hohentübingen 1919.

klame, Werbung, populäre Museumschriften und ab Mitte der zwanziger Jahre die ersten Stummfilme. Diese Modernität der zwanziger Jahre im republikanischen Deutschland im Bereich der Vermittlung historischer Inhalte ist erstaunlich.

Tief greifende Veränderungen kamen ab 1936 nach Erlassen des Reichserziehungsministers Bernhard Rust, wonach die Museen von autorisierten Museumspflegern zu kontrollieren waren (Roth 1990, 98 f.). Federführend unter dem Berliner Professor Hans Reinerth (Schmidt 2001, 147 f.; Schöbel 2001, 353 f.) und seiner Modellwerkstatt des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte entstanden 1936 die germanischen Neubauten

Oerlinghausen I und Lübeck, daneben Hamburg-Harburg, 1938 Unteruhldingen II und Radolfzell-Mettnau. Weitere Planungen verhinderte der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939. Beabsichtigt war, in jedem deutschen Gau ein vorgeschichtliches Freilichtmuseum zu schaffen (Mayer 1936, 652), um „...jedem deutschen Volksgenossen das vieltausendjährige bodenständige Kulturgut seiner Heimat lebendig vor Augen zu führen“ (Reinerth 1942, 2; Ströbel 1939, 42 f., Schöbel 2007, 45 f.). Konzeptionell sollte die archaische Monumentalität der Denkmale wie etwa auch im Volkskundemuseum Heinrich Ottenjanns in Cloppenburg oder im Haus der Rheinischen Heimat in

Köln mit seinen bäuerlichen Hausmodellen eindrücklich herausgestellt werden (Roth 1990). Großzügige und wohl gefügte Befundinterpretationen ergaben eine übertriebene Repräsentationsarchitektur mit dem Ziel, Eindruck zu machen und die geforderte germanische Kulturhöhe zu illustrieren und diese über andere zu setzen. Steinzeitliche Dorfhallen in Stabbauweise, mesolithische „Führerhütten“ und „cheruskische Germanenhöfte“, die es so groß sicher nicht gegeben hatte, wurden in kürzester Zeit errichtet. Germanische Kontinuitäten und eine manipulative Darstellung von Geschichte wurden mit Hilfe der bereits aus der vorangegangenen Zeit bekannten Vermittlungswerkzeuge erzeugt. Das Repertoire reichte vom Modellbau über populäre Schriften, Illustrationen, bis hin zu Gipsfiguren und Abzeichen für das Winterhilfswerk. Die Einführung neuer Schrift, die Nutzung von Licht, Radio, Film, Tagespresse, die Einbindung der Lehrmittelverlage, regelmäßige Führungen für Parteigliederungen und ab 1934 etwa Kraft-durch-Freude-Führungen an allen Berliner Museen und später auch auf dem Lande werden als neue Vermittlungsstrategien üblich (Roth 1990, 105). Zu erwähnen sind die sehr gut besuchten Ausstellungen „Lebendige Vorzeit“ oder „Deutsche Größe“ in Ulm (1936), Berlin (1937), Hannover (1938), Bre-



Abb. 4: Cheruskischer Krieger zur Zeit der Varusschlacht, Oerlinghausen 1936.

men (1939), Halle, aber auch Straßburg (1942) und Brüssel (1942) mit pädagogisch modernstem, aber zugleich auch politisch schaurigem Instrumentarium (Schnitzler, Bardies, Legendre 2001, 105 f.; Gob 2007, 337 f.). Die funktionale Sachlichkeit der Weimarer Zeit und die verstärkte Diskussion um die Pädagogik im Museum hatte dennoch dadurch verstärkt Eingang in das Museum gefunden. Eine reduzierte Exponatfülle, eine Ordnung nach Werkstoffen und eine Trennung in Schau- und Studiensammlung setzte sich ab Mitte der dreißiger Jahre immer stärker in allen Museen durch (Abb. 4).

Nach 1945 gab es eine Auszeit.

Die Politisierung hatte im Westen eine schockhafte Auswirkung hinterlassen. Auf Betreiben der örtlichen Vereine wurden zwar Unteruhldingen und Oerlinghausen nach Renovierung und Auswechslung der Überbeziehungsweise Unterschriften als Regionalmuseen für Touristen und Schüler weiter betrieben, es fanden aber bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein keine Neugründungen mehr statt und Freilichtmuseen waren als Mittel der Darstellung einer Generation lang nicht mehr akzeptiert. Die Popularisierung der Inhalte wich einer verstärkt wissenschaftlich-ästhetischen Darstellung, die sich in sehr sachlichen Ausstellungskonzeptionen in den Traditions Museen in den städtischen Zentren ausdrückte. Dennoch sind erläuternde Bilder aus den zwanziger und dreißiger Jahren heute noch mangels neuer Illustrationen vereinzelt in wissenschaftlichen Publikationen und Lehrmitteln zu finden. In Ausstellungen wie „Technik durch Fortschritt“ 1949 bis 1951 in Halle etwa erscheinen zu Zeiten der DDR in leicht geänderter Schrift und Anordnung museumsdidaktische Mittel einer politisch intendierten Panoramaschau weiter, nun aber sozialistisch geprägt (Müller 1984, 190 f.; Kaufmann 1984, 144 f.).

Im Osten Deutschlands ist 1954 in Halle die Erstellung eines neolithischen Hauses belegt (Leineweber

2001, 15), ein weiteres im Weimarer Museum für Ur- und Frühgeschichte. Beachtenswert war das Haus in Halle vor allem deshalb, da Adelhard Zippelius das Flechtwerk Anfang der fünfziger Jahre in Kooperation mit einer Blindenschule anfertigen ließ, wodurch im Wortsinne ein begreifbarer Zugang zur Steinzeit geschaffen wurde. Beachtenswert ist auch die *in-situ*-Rekonstruktion eines slawischen Ringwalls in Groß Raden durch Ewaldt Schuldt 1987 (Keiling 1989b, 10 f., Voss o. J.). Sie gründet auf einer intensiven Ausgrabungstätigkeit in den dortigen Feuchtgebieten mit hervorragenden Holzfinden, die Ende der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts zusammen mit einem klassischen Museum eingerichtet werden konnte.

Im Westen entsteht zuerst Römisches wie der in den siebziger Jahren entstehende Park in Xanten (H. Schmidt 2000, 11 f.). Bei den frühgeschichtlichen Anlagen machen das österreichische Asparn (1970), das Museumsdorf Düppel bei Berlin (1972/75) und Oerlinghausen III (1979) den Neuanfang. Streng an den Grabungsbefunden orientiert, wird in Asparn um das Fachmuseum ein Freilichtbereich erbaut. Ebenso befundgetreu wurde die Siedlung in Düppel rekonstruiert, die ein Dorf im Zeitschnitt um 1200 n. Chr. nachbildet. Alle drei Anlagen gehen mit ho-



Abb. 5: Das Freilichtmuseum Lejre (DK).

her Genauigkeit bei den Rekonstruktionen vor und versuchen, die pädagogische Bespielung auf verschiedenen Ebenen vorzunehmen, die sie aus der Fortsetzung des Freilichtmuseumsgedankens in Skandinavien, England oder Polen beziehen konnten, die keine Unterbrechung zu bewältigen hatte. Die Experimente Harm Ole Hansens ab 1964 in Lejre (Abb. 5) standen wie die Hausbauten auf Butser Farm, Sussex, 1966 durch Peter J. Reynolds (Ahrens 1990, 46 f.), Pate. Impuls gebend war auch die französische Écomusée-Bewegung der siebziger Jahre, die gezielt ökologische Fragestellungen einbrachte. So kam die Bewegung der Freilichtmuseen aus den europäischen Nachbarländern wieder dorthin zurück wo sie begonnen hatte – nach Deutschland.

Durch die Arbeiten von Adrian von Müller für Düppel (1998), von Helmut Luley (1990), Frank Andraschko (1991), Claus Ahrens für Oerlinghausen (1990), aber auch von Adelhard Zippelius (1984) hinsichtlich der ICOM waren rekonstruierte Anlagen im Maßstab 1:1 wieder salonfähig geworden und wurden durch ihr verstärktes pädagogisches Angebot wieder vor allem für Schüler und für das Familienpublikum als Lern- und Erlebnisort attraktiv gemacht. Die Experimente von Jutta Meurers-Bahlke und Jens Lüning (2005, 25 f.) zum Ackerbau in Köln zwischen 1978 und 1986, die Parkausstellung „Pfahlbau-land“ (1990) in Zürich, das Keltenjahr 1980/81 in Österreich oder die von Mamoun Fansa initiierte Ausstellungsserie mit Begleitpublikation

„Experimentelle Archäologie“ (Fansa 1991) erzeugten eine neue Ebene der Auseinandersetzung mit dem Thema. Einen grenzüberschreitenden europäischen Ansatz verfolgt der Europäische Kulturpark Bliesbruck-Reinheim im Saarland, der seit 1987 grenzüberschreitend dem römisch-keltischen Themenbereich verpflichtet ist. Die Aufgaben reichen in der Folge von der Ausgrabung bis zur Rekonstruktion und der Pädagogik. Albersdorf in Schleswig-Holstein bemüht sich seit 1997 mit dem Leittruf „Zurück in die Steinzeit“, Kulturlandschaften als Denkmal zurückzubauen.

Herausragende Fundplätze wie das Neanderthal (1996), Eberdingen-Hochdorf (1999), Bad Buchau (2000), die Heuneburg (2000), Kalkriese (2000) und Haithabu (2001) bekamen – wie auch der Glauberg (2004) und Nebra (2006) – nach und nach eine dreidimensionale Umsetzung unter archäologischem, landschaftsbezogenem und verstärkt auch touristisch-wirtschaftlichem Blickwinkel, wie sie seit langem auch erfolgreich im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen in Baden-Württemberg als ältestem archäologischen Freilichtmuseum umgesetzt wird (Abb. 6) (Keefer 2005, 150 f.; Schöbel 2006a, 98 f.; Schultze u. Zich 2007, 281 f.).

Der Versuch, neben der Darstellung der archäologischen Fakten auch Lebenswelten zu schaffen und prähis-

torische Lebenswirklichkeiten nachzuahmen, kommt dann an seine Grenzen, wenn die inhaltliche und räumliche Distanz zum Denkmal zu groß wird. Dies kann bis zur befundlosen Beliebigkeit führen. Hier sind eingeführte Museen, Universitäten und Denkmalpflege zur Erarbeitung und Erhaltung eines Qualitätsstandards gefragt. Eine ideale Konzeption ist dann gewährleistet, wenn sich zu den Originalfunden auch die Methodenpräsentation gesellt wie die Ausgrabungsdokumentation und die Veranschaulichung des interdisziplinären Vorgehens bei der Interpretation der rekonstruierten Merkwelt. Dabei wird die Qualität der kulturellen Überlieferung reflektiert und dem Publikum vor Augen geführt. Die klassische Begleit- und Dauerausstellung leistet die Erläuterung durch Objekt, Text, Modell und Illustration. Dazu kommt für einen Besucher der persönliche Kontakt und die Interaktion mit ausgebildetem Fachpersonal in ständigen Führungen (Abb. 6).

Das „Experiment Steinzeit“, das jüngste Projekt des Pfahlbaumuseums Unteruhldingen in Zusammenarbeit mit dem SWR/ARD-Fernsehen, hatte ein wissenschaftlich fundiertes Setting mit authentisch nachgebildeten Werkzeugen und wissenschaftlicher Betreuung als Grundlage. Im Zuge der Nachbereitung des Projektes war es möglich, an die Lebensum-



Abb. 6: Präsentation und Vermittlung durch Besucherführer im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

stände, die Erfahrungen und an die Gefühlswelten der Probanden anzuknüpfen, um diese dem Besucher zu vermitteln. Ein wichtiger Multiplikator war die begleitende Internetpräsentation mit der Einbindung von Medien, Wissensformaten und Sendungen für das Kinder- und Schulfernsehen. Die Zusammenarbeit mit den neuen Medien ist dabei immer auch eine Gratwanderung. Sie ist aber aufgrund der veränderten Lernwege unserer jungen Besucher kaum noch verzichtbar, worauf auch Peter Weibel vom Zentrum für Kunst- und Medientechnologie Karlsruhe vor kurzem verwies (Weibel 1999, 105).

So besteht die Zukunft in der Vermittlung des Fragments in einer mit Bildern lebendig zu machenden Mu-

seumspräsentation mit verschiedenen Ansätzen der musealen Inszenierung, aber auch in einer vielfältig im Kontext der Funde zu gestaltenden Merkwelt, die im Rahmenwerk eines pädagogisch arbeitenden Freilichtmuseums immer wieder einzubinden ist. Es wird für die Zukunft darauf ankommen, nicht nur die Fragmente gefunden zu haben, sondern auch den Dialog darüber mit aller Transparenz zu führen und auf der Höhe der Zeit zu gestalten. In diesem Zusammenhang ist es äußerst wichtig, die Standards der archäologischen Freilichtmuseen nach erfolgter Anerkennung und Zertifizierung auf der Grundlage des Weltverbandes der ICOM eindeutig zu definieren.

Katalog der archäologischen Freilichtmuseen in Deutschland, der Schweiz und Österreich Ur- und Frühgeschichte bis Mittelalter (1492 n. Chr.)

1. Aalen/Rainau, Limesmuseum
www.museen-aalen.de

2. Albersdorf, Archäologisch-Ökologisches Zentrum Albersdorf (AÖZA)
www.aoeza.steinzeitpark-albersdorf.de

3. Bad Buchau, ArchäoPark Federsee
www.federseemuseum.de

4. Bachritterburg Kanzach
www.bachritterburg.de

5. Bad Homburg, Archäologischer Park Römerkastell Saalburg
www.saalburgmuseum.de

6. Bad Schussenried, Wildes Ried Literatur: Schöbel 2001, 5, Anm. 10.

7. Bad Windsheim www.freilandmuseum.de

8. Berlin-Düppel, Museumsdorf Düppel
www.dueppel.de

9. Berlin-Hermsdorf, Germanisches Gehöft
www.heimatmuseum-reinickendorf.de

10. Biebertal-Fellingshausen, Keltengehöft am Dünsberg
www.archaeologie-im-gleiberger-land.de

11. Blaubeuren, Urgeschichtliches Museum
www.urmu.de

12. Bleiberg www.bergstadt-bleiberg.de

13. Bliesbruck Reinheim, Europäischer Kulturpark
www.europaeischer-kulturpark.de
www.kulturpark-online.de

14. Bundenbach, Freilichtmuseum und Keltendorf Altburg-Bundenbach
www.keltendorf-bundenbach.de

15. Dietfurt an der Altmühl, Alcmona
www.alcmona.de

16. Eberdingen-Hochdorf, Museum mit Keltendorf www.keltenmuseum.de

17. Elbing (Polen) Literatur: Ehrlich 1936.

18. Engen www.engen.de

19. Glauburg-Glauberg, Glauberg
www.keltenwelt-glauberg.de
www.keltenfuerst.de

20. Greven, Freilichtmuseum Sachsenhof
www.heimatverein-greven.de/der-sachsenhof.html.

21. Groß-Raden, Archäologisches Freilichtmuseum www.gross-raden.de

22. Haithabu www.haithabu.de

23. Halle (Saale), Rössener Haus Literatur: Hahne 1919.

24. Haltern, Römerlager Westfälisches Römermuseum Haltern
www.lwl-roermuseum-haltern.de

25. Hamburg-Harburg, Totenhaus Literatur: Ahrens 1990, 189.
26. Hechingen-Stein, Römervilla
www.villa-rustica.de
27. Herbertingen-Hundersingen, Freilichtmuseum Heuneburg
www.heuneburg.de
28. Herrsching www.ammersee-region.de
29. Hitzacker, Archäologisches Zentrum Hitzacker www.wendland-net.de/AZH
www.archaeo-zentrum.de
30. Holzhausen/Haarhausen, Gelände für Experimentelle Archäologie und kreative Freizeitgestaltung
www.thueringen.de/denkmalpflege
31. Homburg Schwarzenacker, Vicus mit Museum
www.roermuseum-schwarzenacker.de
32. Hünfeld-Mackenzell, Keltenhof Literatur: www.mackenzell.de
33. Kalkriese, Museum und Park Kalkriese
www.kalkriese-varusschlacht.de
34. Kempten, Archäologischer Park CAMBODUNUM www.apc-kempten.de
35. Kiel www.hansekogge.de
36. Kirchheim, Bajuwarenhof
www.bajuwarenhof.de
37. Klein-Köris
www.germanische-siedlung-klein.koeris.de
38. Kussow, Freilichtmuseum Steinzeitdorf Kussow e.V. www.steinzeitdorf-kussow.de
39. Landersdorf-Thalmässing, Keltenhaus
www.thalmaessing.de
40. Lauingen-Faimingen, Apollo Grannus/Phoebus-Tempel www.lauingen.de
41. Lindau (bei Villa Henneberg), Pfahlbauhaus Literatur: Schöbel 2004a.
42. Longuich, Römervilla www.longuich.de
43. Lübeck, Freilichtmuseum auf dem Stadtwall Literatur: Ahrens 1990, 190.
44. Lübeck, Bau- und Geschichtsspielplatz Roter Hahn e.V.
www.bauspielplatz-roterhahn.de
45. Lütjenburg, Turmhügelburg
www.turmhuegelburg.de
46. Mallin/Mecklenburg, Slawendorf Passentin www.passentin.de
47. Mansfeld, Archäopark am Mansfelder Teich/ZEAM www.archlsa.de
www.mansfeldsuedharz.de/media/pdf
48. Martberg, Archäologiepark Martberg/Mosel
www.martberg.webdesign-lohmann.de
49. Archäologiepark Karrenberg
www.dorfwiki.org
50. Mehring Literatur: H. Schmidt 2000, 115 f.
51. Mettmann, Neanderthal Museum
www.neandertal.de

52. Möckenlohe
www.roemervilla-moeckenlohe.de
53. Morbach bei Wederath, Archäologiepark
Belginum www.belginum.de
54. Nebra, Arche Nebra
www.himmelsscheibe-erleben.de
55. Querfurt, Archäologiepark
www.archaeologiepark-querfurt.de
56. Nieder- und Oberdorla, Kultstätte
„Opfermoor Vogtei“ www.opfermoor.de
57. Oerlinghausen, Archäologisches
Freilichtmuseum www.afm-oerlinghausen.de
58. Oldenburg, Wallmuseum
www.oldenburger-wallmuseum.de
59. Otzenhausen, Keltenpark „Hunnenring“
www.keltenring-otzenhausen.de
www.hochwaldkelten.de
60. Penkun, Slawensiedlung Literatur:
Schmidt H. 2000, 140.
61. Perl-Borg www.villa-borg.de
62. Pestenacker, Prähistorische Siedlung
Pestenacker www.pestenacker-online.de
www.kulturbox.de/museen/pestenacker
www.wikipedia (Stichwort Pestenacker)
63. Raddusch/Spreewald, Slawenburg
www.slawenburg-raddusch.de
64. Radolfzell-Mettgau, Archäologisches
Freilichtmuseum Literatur: Schöbel 2002.
65. Riewend, Slawenmuseum
www.bldam-brandenburg.de
66. Ringelai-Lichtenau, Archäologischer
Erlebnispark Gabreta www.gabreta.de
67. Rodenkirchen, Bronzezeitliches
Langhaus www.bronzezeithaus.de
68. Seebruck/Bedaium, Keltisches Gehöft
www.bedaium.de
69. Steinbach, Keltendorf
www.keltendorf-steinbach.de
70. Straubing, Bundesgartenschau 2005,
Bandkeramisches Haus Literatur:
www.gaeubodenmuseum.de
71. Tawern bei Trier, Gallo-römischer
Tempelbezirk (Mercurtempel)
www.tawern.org
72. Tilleda, Freilichtmuseum Königspfalz
www.pfalz-tilleda.de
73. Torgelow, Ukranenland
www.ukranenland.de
www.torgelow.de/ukran.htm
74. Uelsen, Bronzezeithof
www.bronzezeithof.de
75. Uhdlingen-Mühlhofen, Pfahlbaumuseum
Unteruhldingen www.pfahlbauten.de
76. Unterankenreute Fuchsloch Literatur:
Schöbel 2007a.
77. Weimar, Neolithisches Haus im Museum
für Ur- und Frühgeschichte Literatur:
Leineweber 2001, 15. Anm. 43.

78. Westgreußen, Freilichtmuseum
Funkenburg-Westgreußen/Germanische
Höhensiedlung
www.funkenburg-westgreussen.de

79. Xanten, Archäologischer Park/
Regionalmuseum Xanten www.apx.de

80. Zethlingen, Langobarden Werkstatt
www.langobarden-zethlingen.de

81. Augst, Augusta Raurica
www.augustaurica.ch

82. Gletterens, Neuenburgersee,
Pfahlbaudorf
www.gletterens.ch/lacustre/village.htm
www.village-lacustre.ch

83. Neuchâtel, Latenium www.latenium.ch

84. Pfyn, Filmdorf
www.pfahlbauervonpfyn.tg.ch

85. Schönenwerd, Pfahlbaudorf in
Landschaftspark, Maßstab ca. 1:2 Literatur:
Schöbel 2004a.

86. Seengen, Hallwilersee, Steinzeithaus
beim Strandbad Tennwil
www.go-seetal.ch/gallery2

87. Seengen-Riesi Literatur: Schöbel 1997,
118.

88. Zürich, Pfahlbauland Literatur:
Pfahlbauland 1990

89. Asparn an der Zaya, Museum für
Urgeschichte des Landes Niederösterreich
www.urgeschichte.com

90. Braunsberg, Oppidum Literatur:
Urban/Ruprechtsberger 2005.

91. Elsarn, Freilichtmuseum Germanisches
Gehöft www.freilichtmuseum-elsarn.at

92. Hallein, Dürrnberg, Keltendorf
www.keltenmuseum.at www.kelten.co.at

93. Salzwelten Hallstatt www.salzwelten.at

94. Kammer am Attersee Literatur: Schöbel
2004b, 151.

95. Keutschacher See, Pfahlbaudorf
www.pfahlbau.eu

96. Kleinklein, Hallstattzeitliches Gehöft am
Burgstallkogel
www.archaeo-grossklein.com/gehoeft.htm

97. Kulmberg bei Welz, Keltendorf am Kulm
www.kulm-keltendorf.at

98. Mitterkirchen im Machland, Keltendorf
Medionemeton
www.mitterkirchen.at/keltendorf

99. Mondsee, Pfahlbaudorf
[www.cusoon.at/der-keltenberg-
naturerlebnispark/hohentauern](http://www.cusoon.at/der-keltenberg-naturerlebnispark/hohentauern)

100. Petronell-Carnuntum, Archäologischer
Park Carnuntum und Freilichtmuseum
Petronell www.carnuntum.co.at

101. Pischeldorf, Archäologischer Park
Magdalensberg [www.landesmuseum-
ktn.at/Landesmuseen/landesmuseenfr.html](http://www.landesmuseum-ktn.at/Landesmuseen/landesmuseenfr.html)

102. Poysdorf Weinstadtmuseum
www.museum-poysdorf.at

103. Schwarzenbach, Keltenpark
www.schwarzenbach.gv.at
www.celtovation.at

104. Umhausen, Ötztal – Archäologischer
Freilichtpark www.oetztal.at

105. Uttendorf am Steinerbichl im Pinzgau,
Keltendorf www.uttendorf.com/keltendorf
www.uttendorf.at

106. Wetzdorf/Heldenberg,
Kreisgrabenanlage Literatur:
www.heldenberg.gv/kreisgrabenanlage.html

Nachträge (Stand Juli 2009 – nicht kar- tiert)

Greven-Pentrum www.greven.net
(Sächsischer Hof/Frühmittelalter)

Lorsch www.kloster-lorsch.de (in Planung:
Frühmittelalterliche Hofanlage)

Oberhausen Wa-online.de (Archäologischer
Park Römerlager Oberhausen)

Otrang www.villa-otrang.de (Römisch)

Straubing www.gaeubodenmuseum (in
Planung: Archäologischer Park, römisch)

Literatur

AHRENS 1990: C. Ahrens, Wiederauf-
gebaute Vorzeit. Archäologische Frei-
lichtmuseen in Europa (Neumünster
1990).

ANDRASCHKO U. SCHMIDT 1991:
F. M. Andraschko u. M. Schmidt,
Experimentelle Archäologie: Masche
oder Methode? Experimentelle Arch.

Bilanz 1991 = Arch. Mitt. Nordwest-
deutschland Beih. 6 (Oldenburg 1991)
69–82.

COMIS 2006: L. Comis, Dioramas
(Re-) Constructions and Experimen-
tal Archaeology. EuroREA 3/2006,
78–82.

DAVID 2005: A. David, Poseidon,
Pommes und Piraten – Zum Unterhal-
tungswert der Archäologie im Europa-
park Rust. Museumsblatt. Mitt. Mu-
seumswesen Baden-Württemberg 38,
2005, 26–30.

EHRlich 1936: B. Ehrlich, Nordi-
sche Steinzeitdörfer am Frischen Haff.
Germanenerbe 36, 1936, 7–10.

FANSA 1991: M. Fansa, Experimen-
telle Archäologie – Bilanz 1991 – Ei-
ne Einleitung. Experimentelle Arch.
Bilanz 1991 = Arch. Mitt. Nordwest-
deutschland Beih. 6 (Oldenburg 1991)
9–13.

GOB 2007: A. Gob, Deutsche Grö-
ße „Grandeur allemande“, Une ex-
position à la gloire de l'empire alle-
mand en 1942 à Bruxelles. In: J.-
P. Legendre, L. Olivier u. B. Schnit-
zler (Hrsg.), L'archéologie nationale-
socialiste dans les pays occupés à
l'ouest du Reich (Straßbourg/Metz
2007) 337–349.

HAHNE 1919: H. Hahne, Das Stein-
zeithaus zu Rössen. Provinzialmuse-
um für Vorgeschichte Halle 1 (Saale
1919).

KAUFMANN 1984: D. Kaufmann,
Das Landesmuseum für Vorgeschich-

te Halle (Saale) nach 1945. Jahreschr. Mitteldt. Vorgesch. 67, 1984, 116–168.

KEEFER 2005: E. Keefer, Archäologie und Tourismus am Federsee. In: R. Kelm (Hrsg.), Frühe Kulturlandschaften in Europa, Forschung, Erhaltung und Nutzung. Albersdorfer Forsch. Arch. u. Umweltgesch. 3 (Heide 2005) 150–163.

KEEFER 2006: E. Keefer (Hrsg.), Lebendige Vergangenheit – Vom archäologischen Experiment zur Zeitreise. Arch. Deutschland Sonderb. 2006 (Stuttgart 2006).

KEILING 1989: H. Keiling, Archäologisches Freilichtmuseum Großraden. Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin. Museumskat. 7 (Schwerin 1989²).

KORFF 2001: G. Korff, Szenographie zur Zukunft der gestalteten Ausstellung. Das Popularisierungsdilemma „Wissenschaftspopularisierung“. Museumskunde 66, 1/2001, 13–20.

LEINWEBER 2001: R. Leinweber, Experimentelle Archäologie in den neuen Bundesländern vor und nach der Wende. ZSKA 58, 2001, 11–20.

LULEY 1990: H. Luley, Die Rekonstruktion eines Hauses der Rössener Kultur im archäologischen Freilichtmuseum Oerlinghausen. Experimentelle Archäologie in Deutschland. Arch. Mitt. Nordwestdeutschland Beih. 4 (Oldenburg 1990) 31–44.

MAIER 1936: H. Maier, Das erste germanische Freilichtmuseum im Teutoburger Wald. Nationalsoz. Monatsh. 7, 1936, 651–653.

MASON U. WEEKS 2002: T. Mason u. J. Weeks, From Australia to Zanzibar, Museum Standards Schemes Overseas. A research project for Resource. A council for museums, archives and libraries <Internetpublikation September 2002, Ressource London>.

MEURERS-BAHLKE U. LÜNING 2005: J. Meurers-Bahlke u. J. Lüning, Experimente zur frühen Landwirtschaft, ein Überblick über die Kölner Versuche in den Jahren 1978–1986. Experimentelle Archäologie in Europa, Sonderb. 1 (Bad Langensalza 2005) 25–37.

MÜLLER 1984: D. W. Müller, Wege zum Publikum – 100 Jahre Ausstellungstätigkeit im Landesmuseum für Vorgeschichte. Jahreschr. Mitteldt. Vorgesch. 67, 1984, 180–196.

MÜLLER-SCHEESSEL 1998: N. Müller-Scheeßel, Im Schatten des Eiffelturms: Die Präsentation von Pfahlbauten und Pfahlbaufunden auf Weltausstellungen. Plattform 7/8, 1998/99, 22–31.

PAARDEKOOOPER 2007: R. P. Paardekooper, Archäologie und Tourismus im Freilichtbereich. Living-History-Museen zwischen Wissenschaft und Publikum. In: R. Kelm (Hrsg.), Von der Landschaftsgeschichte zur touris-

- tischen Zukunft. Albersdorfer Forsch. Arch. u. Umweltgesch. 4 (Heide 2007) 24–34.
- PFAHLBAULAND 1990: Pfahlbauland. Erlebnispark/Ausstellung. Ausstellungsführer (Zürich 1990).
- REINERTH 1942: H. Reinerth, Lebendige Vorzeit. Arbeiten der Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte. Bebildertes Preisverzeichnis (Berlin 1942).
- ROTH 1990: M. Roth, Heimatmuseum, Zur Geschichte einer deutschen Institution. Berliner Schr. Museumsforsch. 7 (Berlin 1990).
- SCHLENKER u. BICK 2007: R. Schlenker u. A. Bick, Steinzeit – Leben wie vor 5000 Jahren (Stuttgart 2007).
- SCHMIDT H. 2000: H. Schmidt, Archäologische Denkmäler in Deutschland, rekonstruiert und wieder aufgebaut (Stuttgart 2000).
- SCHMIDT M. 2000: M. Schmidt, Fackel! Haus- und Umweltrekonstruktionen in archäologischen Freilichtmuseen. In: R. Kelm (Hrsg.), Vom Pfostenloch zum Steinzeithaus, Albersdorfer Forsch. Arch. u. Umweltgesch. 1 (Heide 2000) 169–176.
- SCHMIDT 2001: M. Schmidt, Die Rolle der musealen Vermittlung in der nationalsozialistischen Bildungspolitik. Die Freilichtmuseen Deutscher Vorzeit am Beispiel von Oerlinghausen: In: A. Leube (Hrsg.), Prähistorie und Nationalsozialismus (Heidelberg 2001) 147–159.
- SCHÖBEL 1997: G. Schöbel, Pfahlbaumuseen und Pfahlbausammlungen. In: H. Schlichtherle (Hrsg.), Pfahlbauten rund um die Alpen (Stuttgart 1997) 115–123.
- SCHÖBEL 2001: G. Schöbel, Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter. In: A. Leube (Hrsg.), Prähistorie und Nationalsozialismus (Heidelberg 2001) 321–396.
- SCHÖBEL 2002: G. Schöbel, Das Pfahlbaumuseum Unteruhldingen zwischen Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. In: D. Sonntag (Hrsg.), Neuordnungen. Südwestdeutsche Museen in der Nachkriegszeit (Tübingen 2002) 169–187.
- SCHÖBEL 2004a: G. Schöbel, Lakedwelling museums – academic research and public information. In: F. Menotti (Hrsg.), Living on the lake in prehistoric Europe. 150 years of lakedwelling research (London/New York 2004) 221–236.
- SCHÖBEL 2004b: G. Schöbel, On the responsibility of accurately interpreting prehistoric life in full scale. EuroREA 1, 2004, 150–160.
- SCHÖBEL 2005: G. Schöbel, Geschichte der Ausstellungskonzepte im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen. In: Ph. Della Casa u. M. Trachsel (Hrsg.), Wetland Economies and Societies. Proceedings of the international Conference in Zurich. 10.–13. March 2004. Collectio Archaeologica 3 (Zürich 2005) 283–296.

- SCHÖBEL 2006a: G. Schöbel, Fünf Pfahlbauten im Bodensee. In: E. Keefer (Hrsg.), *Lebendige Vergangenheit. Vom archäologischen Experiment zur Zeitreise* (Stuttgart 2006) 69–82.
- SCHÖBEL 2006b: G. Schöbel, Museen zum Anfassen, Einrichtungen mit „Living History“ in Deutschland und Europa. In: E. Keefer (Hrsg.), *Lebendige Vergangenheit – Vom archäologischen Experiment zur Zeitreise* (Stuttgart 2006) 98–104.
- SCHÖBEL 2007a: G. Schöbel, *Aus dem Steinzeit-Tagebuch ... Ausstellung zur Fernsehdokumentation „Steinzeit – das Experiment“*. Leben wie vor 5.000 Jahren in den Pfahlbauten Unteruhldingen (Markdorf 2007).
- SCHÖBEL 2007b: G. Schöbel, Hans Reinert: From Archaeologist to Reichsamtsleiter (1918–1945). In: J.-P. Legendre, L. Olivier u. B. Schnitzler (Hrsg.), *L'archéologie nationale-socialiste dans les pays occupés à l'ouest du Reich* (Strassbourg/Metz 2007) 45–60.
- SCHÖBEL 2008: G. Schöbel, Von Unteruhldingen bis Groß Raden, Konzepte zur Rekonstruktion vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler im 20. Jahrhundert. In: K. Schmitt (Red.), *Das Denkmal als Fragment – das Fragment als Denkmal. Denkmale als Attraktion* (Stuttgart 2008) 93–118.
- SCHULDT 1990: E. Schuldt, *Der 1000jährige Tempelort Groß Raden: Museum für Ur- und Frühgeschichte* (Schwerin 1990).
- SCHULTZE U. ZICH 2007: J. Schultze u. B. Zich, *Wikingerhäuser Haithabu. Holz-Kultur von der Urzeit bis in die Zukunft. Wissenschaftlicher Begleitband* (Mainz am Rhein 2007) 281–288.
- STRÖBEL 1939: R. Ströbel, Die vorgeschichtlichen Freilichtmuseen des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte. *Volk u. Vorzeit* 2, 1939, 41–55.
- SULGER 1940: G. Sulger, *60 Jahre im Dienste der Pfahlbauforschung. Lebenserinnerungen, Funde, Forschungen* (Überlingen 1940).
- URBAN U. RUPRECHTSBERGER 2005: O. H. Urban u. E. M. Ruprechtsberger, *20 Jahre Erforschung keltischer Höhensiedlungen (1986–2005)*. *Arch. Österreich* 16/2, 2005, 4–17.
- VON MÜLLER 1998: A. von Müller, *Museumsdorf Düppel*. In: Förderkreis Museumsdorf Düppel e. V./Stadtmuseum Berlin (Hrsg.), *Lebendiges Mittelalter in Berlin* (Berlin 1998).
- VOSS O. J.: R. Voss, *Altslawischer Tempelort Groß Raden*. In: Verein der Freunde und Förderer des archäologischen Freilichtmuseums Groß Raden e.V. (Hrsg.), *Museumsführer durch das Freigelände* (Groß Raden o. J.).
- WALDEMER 2006: G. Waldemer, *Notizen zur Geschichte der Freilicht-*

museen. In: Landesstelle für die nicht-staatlichen Museen in Bayern (Hrsg.), Freilichtmuseen: Geschichte, Konzepte, Positionen. Museumsbausteine 11 (München/Berlin 2006) 9–24.

WEIBEL 1999: P. Weibel, „Das Museum der Zukunft“. Das Bild ist von der Leinwand auf den Schirm gewandert. Vielfalt als Konzept. Museumskunde 64, 2/1999, 105.

ZIPPELIUS 1984: A. Zippelius, Aufgaben, Ziele, Möglichkeiten. Freilichtmuseen – Versuch einer Einstimmung in das Thema. Freilichtmuseen. Museumsmagazin Baden-Württemberg 2 (Stuttgart 1984) 5–19.

Abbildungsnachweis

Abb. 1-2: Pfahlbaumuseum.

Abb. 3: Pfahlbaumuseum/H. Dürr.

Abb. 4: Germanenerbe 1936, Heft 2, 33.

Abb. 5: Museum Lejre.

Abb. 6: Pfahlbaumuseum/F. Müller.

*Dr. Gunter Schöbel
Pfahlbaumuseum Unteruhldingen
Strandpromenade 6
88690 Uhldingen-Mühlhofen
mail@pfahlbauten.de*

Müllmanagement in einem spätneolithischen Tell Zentralbosniens

Nils Müller-Scheeßel, Robert Hofmann, Johannes Müller und Knut Rassmann

Was ist Müll?

Die Produktion von Müll oder Abfall – beide Begriffe werden im Folgenden austauschbar gebraucht – ist zweifelsohne eine menschliche Konstante, deren Allgemeingültigkeit sich nicht auf die Körperfunktionen beschränkt. Gleichzeitig ist der Umgang mit und das Verhältnis zu Müll in allen menschlichen Gesellschaften höchst ambivalent und die Definition dessen, was als Müll angesehen wird, höchst unterschiedlich (s. die Beispiele bei Fansa/Wolfram 2003). Beide Aspekte sind auch historisch kontingent: So ist die Verschiebung der Peinlichkeitsgrenze im Laufe des abendländischen Zivilisationsprozesses evident (Sommer 1998), auch wenn Müll innerhalb der Zivilisationstheorie von N. Elias (1969) nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wegen seiner Omnipräsenz stellt Müll für die Archäologie eine der wichtigsten Erkenntnisquellen dar. Dennoch sollte man sie mit guten Gründen nicht

als Wissenschaft des Mülls bezeichnen. Zum einen ist nicht alles Archäologische Müll; prähistorische Objekte wurden auch häufig als Deponierungen oder Beigaben dem Umlauf temporär oder final entzogen. Zum anderen bedeutete es eine Verkennung des archäologischen Erkenntnisinteresses, würde man die Archäologie auf den menschlichen Müll und seine Erforschung reduzieren (dazu Veit 2005/2006). Trotz seiner Bedeutung spielt Müll in der archäologischen Diskussion eine erstaunlich geringe Rolle (zur bisher umfassendsten Behandlung im deutschsprachigen Raum s. Fansa/Wolfram 2003). Die Gründe dafür sind vielfältig (zu einigen s. Wolfram 2003), der gewichtigste ist aber vermutlich epistemologischer Natur: Als Spuren vergangener Lebenswelten unterliegen die archäologischen Objekte einer Reihe komplexer Interpretationsschritte, wobei der Ausgangspunkt meist die ehemalige Primärfunktion eines Objektes ist. Die

Identifizierung dieser Primärfunktion kann nur deshalb häufig überzeugend gelingen, weil das Objekt über seine Form und Gestalt die ehemalige funktionale Bedeutung kulturübergreifend denotiert (Objekt „Löffel“ = „löffeln“; Objekt „Schwert“ = „kämpfen“ etc., was Missverständnisse natürlich nicht ausschließt). Jede weitere Funktion, die ein Objekt möglicherweise im Laufe seiner Artefaktbiographie (Kopytoff 1986) durchläuft, entspricht seiner Form nicht in derselben Weise, weshalb auch die Denotation notwendigerweise unvollständig bleibt. Aus diesem Grund sind die Etappen, die ein Objekt bis zu seiner endgültigen Beseitigung durchläuft, nur selten vollständig zu rekonstruieren, und deshalb beschränkt man sich häufig auf die Eruierung der primären Funktion. Was Müll genau ist, lässt sich erstaunlich schlecht fixieren. Es ist ja nicht nur so, dass Müll in verschiedenen Gesellschaften – egal ob prähistorisch oder rezent – vollkommen unterschiedliche Formen annehmen kann; das eigentliche Problem wird deutlich, wenn wir etwa die Menge aller – im weitesten Sinne – funktionslos gewordenen Objekte als Abfall definieren. Hier schließt sich nämlich automatisch die Frage an: Funktionslos für wen? Was der eine wegwirft, kann der andere noch gebrauchen. Was heute entsorgt wird, kann morgen wieder nützlich oder so-

gar wertvoll sein. Dies war in der Vergangenheit nicht anders als heutzutage: Dass auch in der Vergangenheit ältere Gegenstände wieder an Wert gewinnen konnten, zeigt sich beispielsweise in der Beigabe von Archaica in frühmittelalterlichen Gräbern (Mehling 1998); ausführlich zu verschiedenen Formen des Recyclings, mit besonderer Beachtung des Alten Orients: Bernbeck 2003; s. a. für neolithische Beispiele Paulsen 1996). Müll besitzt also einen inhärent relationalen Charakter, der auch sehr deutlich in der „Theorie des Abfalls“ von M. Thompson (1979; s. a. Burmeister 2003, 52 f.) zum Tragen kommt. Thompson unterscheidet drei Objektkategorien: 1. vergängliche Dinge mit abnehmendem Wert; 2. dauerhafte Dinge mit zunehmendem Wert; 3. Dinge ohne Wert (= Abfall). Entscheidend ist in seiner Theorie, dass die Grenzen zwischen diesen Kategorien durchlässig sind. Das bedeutet, dass ein Objekt der Kategorie 1 normalerweise irgendwann der Kategorie 3 angehört, aber später auch wieder den ‚Aufstieg‘ in Kategorie 2 schaffen kann. Was als Müll angesehen wird, ist also nicht nur kulturell determiniert (so Burmeister 2003, 52), sondern vielmehr auch von Situation und Kontext abhängig: „Abfall ist keine Substanz, sondern ein Verhältnis“ (Grasmuck/Unverzagt 1991, zit. n. Wolfram 2003, 32). Diese Grundkonstella-

tion macht eine generalisierende Definition von Müll so schwierig. Archäologisch gesehen scheint die Sachlage dennoch einfach: Alle archäologischen Objekte, die nicht intentional deponiert wurden, sind irgendwann weggeworfen oder als nutzlos zurückgelassen, also zu Müll geworden. Aber auch hier ergeben sich methodische Fallstricke, die vor allem quellenkritischer Art sind: Einerseits ist die Unterscheidung zwischen intentional und nicht-intentional weniger offensichtlich, als es zunächst den Anschein haben mag, und andererseits sind die Prozesse, die schließlich zur Einlagerung der Objekte in die archäologischen Schichten geführt haben, klärungsbedürftig (s. u.). Die Verteilung menschlicher Hinterlassenschaften in Siedlungen ist innerhalb der internationalen archäologischen Forschung von zwei Richtungen angegangen worden, die von jeweils unterschiedlichen theoretischen Grundströmungen getragen wurden. Die eine Richtung ordnet sich innerhalb der Beschäftigung mit Haushalten und Siedlungsstrukturen ein. Ihr Augenmerk liegt im Wesentlichen auf Aktivitätszonen und ihren sozialhistorischen Implikationen (vgl. die Übersicht bei Cutting 2006). Die andere Richtung nähert sich dem Problem von der methodologischen Seite: Ihr geht es vor allem um die verschiedenartigen Prozesse, die auf die materiellen Reste einwir-

ken und schließlich zur archäologisch feststellbaren Überlieferung führen. Das Anliegen dieser Richtung ist damit vor allem quellenkritischer Natur (z. B. Sommer 1991). Beide Richtungen schließen sich selbstverständlich keineswegs aus, sondern sollten vielmehr in gleicher Weise bei der Bearbeitung von Siedlungsüberresten Beachtung finden. Ohne grundlegende quellenkritische Überlegungen müsste sich jede sozio-kulturelle Interpretation der Verteilung archäologischer Funde den Vorwurf unzulänglichen Vorgehens gefallen lassen; andererseits bliebe ein Ansatz, der sich auf bloße quellenkritische Betrachtungen beschränkte, steril. Beide Ansätze sollen dementsprechend in gleichem Maße in die folgenden Überlegungen einfließen.

Der Tell von Okolište

Die Siedlung von Okolište liegt im mittelgebirgsartigen Zentralteil Bosniens, ca. 40 km nordwestlich von Sarajevo. Nachdem es von jugoslawischer Seite kleinere Aufschlüsse vor allem in den 1960er Jahren gab, wird die Siedlung seit 2002 in einem bosnisch-deutschen Grabungsprojekt untersucht, seit 2005 mit Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. In den bisherigen Grabungskampagnen wurden rund 1100 m² aufgedeckt (Hofmann et al. 2007). Die Siedlung wurde von

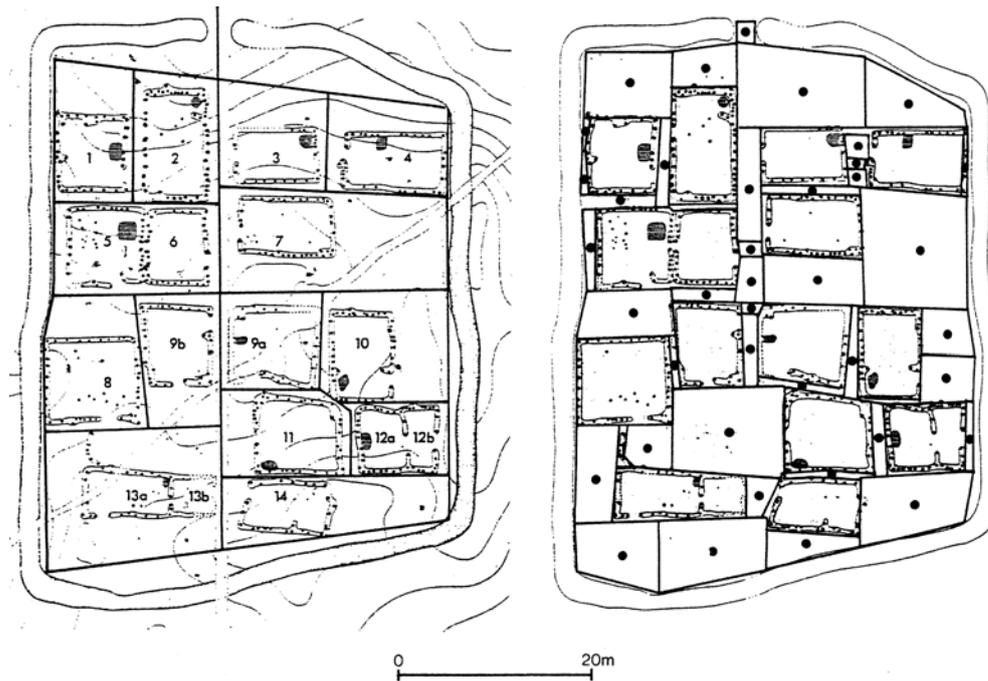


Abb. 1: Geomagnetischer Plan der Siedlung von Okolište. Eingetragen sind ferner die Grabungsflächen der Jahre 2002–2008. Oberhalb von „Fläche 4“ befindet sich die bisher einzige nachgewiesene Öffnung im Wall-Grabensystem.

ca. 5200 bis 4500 calBC besiedelt und gehört nach der örtlichen archäologischen Terminologie der spätneolithischen Butmir-Gruppe an. Die Subsistenz der dort siedelnden Menschen basierte praktisch vollständig auf Ackerbau und Viehzucht, wobei bei der Viehzucht das Rind dominierte. Jagd spielte zu keiner Zeit der Existenz der Siedlung eine signifikante Rolle. Die ökonomischen Grundlagen entsprechen damit vollumfänglich jenen, die wir von benachbarten zeitgleichen Siedlungen kennen. Okolište erreichte offenbar bereits zu Beginn seiner Entwicklung, d. h. gegen 5200 calBC, die größte Ausdehnung von ca. 7,5 ha. In den folgenden Jahrhunder-

ten schrumpfte die Siedlung, bis sie gegen Ende der Besiedlung des Tells gegen 4500/4400 calBC nur noch eine Größe von vielleicht 1,2 ha besaß. Die Außengrenze der Siedlung wurde durch ein mehrfaches Wall-Graben-System markiert, das mehrmals dem schrumpfenden Siedlungskörper angepasst wurde. Während der ungefähr siebenhundert Jahre währenden Existenz der Siedlung wuchs sie in den bis zur Aufgabe besiedelten Bereichen ca. 2,5 - 3 m in die Höhe. Es handelt sich demnach bei Okolište um einen eindeutigen Tell, auch wenn er nicht die Ausmaße nächstlicher Siedlungshügel erreicht (Rosenstock 2005). In den jüngeren Phasen

der Ansiedlung dominierten ebenerdige Gebäude, die eine Größe von im Mittel 10×4 m aufwiesen. Bereits im Geomagnetikplan sind diese als dunkle rechteckige Anomalien deutlich zu erkennen (Abb. 1); sie schließen sich zu einer zeilenweise Bebauung zusammen, die zwischen den Längsseiten der Häuser nur enge Gassen freilässt, während an den Schmalseiten breitere Wege das Innere der Siedlung erschließen. Im Gesamtbild ergibt sich der deutliche Eindruck von ‚Reihenhäusern‘, die allerdings nicht alle derselben Phase angehören. So sind die als Anomalien erkennbaren Häuser im Nordosten des Tells wegen der Siedlungsverkleinerung mehrere hundert Jahre jünger als diejenigen im Südwesten. Die ungefähr 40 m^2 großen Häuser sind in Holz-Lehm-Bauweise errichtet und wurden vermutlich von einer Kleinfamilie bewohnt, wenn man nach ethnographischen Parallelen von einem Platzbedarf von durchschnittlich 10 m^2 pro Bewohner ausgeht (Naroll 1962). In Größe, Form, Ausrichtung und Ausstattung wirken die Häuser sehr uniform; dies gilt nicht nur für die Gebäude aus Okolište, sondern erstreckt sich auch auf die in Nachbarsiedlungen aufgedeckten Häuser. Generell sind die Häuser Südwest–Nordost ausgerichtet. Im Umkreis der Häuser fanden sich große Mengen an Überresten der materiellen Kultur ih-

rer Bewohner, so dass sich die Frage nach dem Müllmanagement der Bewohner von Okolište stellt. Dabei soll allerdings der sicherlich bedeutendste Müll produzierende Faktor – die Häuser mit ihrer Mischung aus organischen und anorganischen Bestandteilen, die nach allem, was wir wissen, nach ihrem Verfall weitgehend an Ort und Stelle verblieben und höchstens planiert wurden – ausgeklammert bleiben. Im Folgenden stehen vielmehr die beweglichen Güter im Vordergrund, wobei sich die Auswahl aufgrund der ungünstigen Erhaltungsbedingungen weitgehend auf anorganische Materialien beschränkt.

Müllentsorgungsplätze

Insbesondere amerikanische Autoren haben sich intensiv mit archäologischen Deponierungsprozessen auseinandergesetzt. Sie konnten zeigen, dass bei der Formierung archäologischer Schichten zahlreiche Ein- und Umlagerungsvorgänge zu unterscheiden sind (Tab. 1). Ein detaillierter Nachweis zu den auf dem Tell von Okolište und seinen Nachbarsiedlungen wirkenden Depositionsabläufen ist im Zuge der Gesamtauswertung noch in Arbeit. Er erfordert vor allem umfangreiche Fragmentzusammensetzungen. Bereits jetzt lässt sich aber konstatieren, dass ein Teil des Mülls mit hoher Wahrscheinlichkeit *de-facto*-Abfall darstellt, also

Phase	Aufbauprozesse	Abbauprozesse
Bewohnen	Ablagerung durch primären Müll und Verlust	Sekundäre Müllablagerung
	Provisorische Müllablagerung	
Verlassen	<i>De-facto</i> -Müllablagerung	Ausräumung
	Rituelle Müllablagerung	Rituelle Ausräumung
Nach dem Verlassen	Müllablagerung durch Wiederbenutzung	Plünderung
	Sekundäre Müllablagerung	Störung
	Struktureller Zusammenbruch	Verfall
	Störung	

Tob. 1: Formationsprozesse in archäologischen Schichten von Hausfußböden (nach LaMotta/Schiffer 1999, 20 Abb. 2.1).

Müll, der an ein und derselben Stelle entsorgt und dort verblieben ist. Dies zeigt schlaglichtartig die Zusammensetzung alt gebrochener Silexgeräte: Mehrfach wurden bereits in neolithischer Zeit gebrochene Fragmente derselben Stücke nahe beieinander gefunden, d. h. dass sie nicht über weite Strecken verlagert sein können. Nach einschlägigen ethnographischen und ethnoarchäologischen Forschungen zum menschlichen Umgang mit Müll sind verschiedene Möglichkeiten denkbar, wie sich die Menschen von Okolište ihrer endgültig funktionslos gewordenen Objekten entledigt haben. Sie lassen sich nach abnehmender Entfernung vom Lebensmittelpunkt – dem Haus – wie folgt klassifizieren: 1. der Fluss Bosna 2. Mülldeponie 3. Randbereich der Siedlung 4. unmittelbare Nachbarschaft der Häuser. Alternative 1 ist nur schwer nach-

zuweisen. In der unmittelbaren Umgebung der Bosna existieren mehrere längst verlandete Altarme des Flusses, von denen einer möglicherweise zu spätneolithischer Zeit Wasser führte. Allerdings steht zu befürchten, dass die Bosna eventuell ins Wasser entsorgte Gegenstände zu weiten Teilen oder vielleicht sogar zur Gänze fortgeschwemmt hätte (vgl. hierzu ein mexikanisches Fallbeispiel: Sutro 1991). Alternative 2 böte dagegen gute Nachweismöglichkeiten, sofern eine solche Deponie nicht im Niederungsbereich der Bosna angelegt worden ist. Dann nämlich wäre sie vermutlich den Flusslaufverlagerungen der Bosna zum Opfer gefallen. Zumindest sind bisher keinerlei Hinweise auf eine solche Deponie außerhalb der eigentlichen Siedlung entdeckt worden. Dagegen lässt sich zwischen den Alternativen 3 und 4 rela-

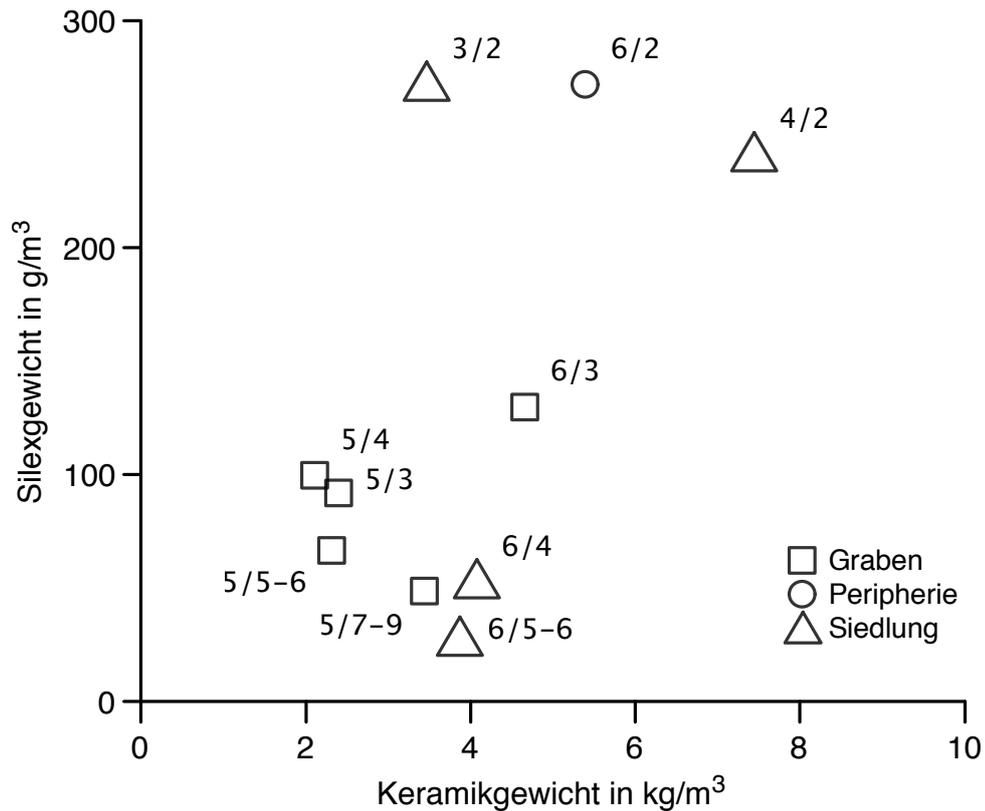


Abb. 2: Okolište. Keramik- und Silixgewicht pro Kubikmeter in ausgewählten Schichtenformationen.

tiv sicher entscheiden, da in beiden Bereichen umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen wurden, die eine Gegenüberstellung des Fundeintrags erlauben. Die Ergebnisse sind allerdings bei den beiden häufigsten Fundgattungen – Keramik und Silex – uneinheitlich (Abb. 2): Während beim Silixgewicht pro Kubikmeter eine relativ klare Differenzierung zwischen Siedlungsbereichen und Grabenbereichen deutlich wird – die Lage der Schichtenformationen 6/4 und 6/5 - 6 lässt sich mit den speziellen Befunden dort erklären – scheint beim Keramikgewicht eher ein gleitender Übergang zwischen den übergeordneten Bef-

undeinheiten vorzuliegen. Zwar liegen die Grabenbefunde alle im keramikärmeren Bereich, während die mit Abstand keramikreichste Befundeinheit aus dem Siedlungsbereich stammt, die Differenzierung ist jedoch weit weniger klar. Das liegt vor allem an der Schichtenformation 3/2, die zwar viel Silex, relativ gesehen jedoch wenig Keramik enthalten hat. Vermutlich rührt der Unterschied zwischen Silex und Keramik von unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen her: Im Umfeld der Befundeinheiten mit hohem Silexaufkommen liegen mit großer Wahrscheinlichkeit Silexschlagplätze; im Falle von 3/2 be-

findet sich ein größerer auch direkt in der Grabungsfläche (Hofmann et al. 2007, 134 f. 137 ff.). Für Keramik kann eine solche Erklärung selbstverständlich nicht bemüht werden. Offensichtlich funktionierten die Gräben als Sediment- bzw. Müllfallen so effektiv, dass sie ähnlich hohe Werte wie Befunde aus Siedlungskontexten erreichen. Eine regelrechte Deponierung unbrauchbar gewordener Keramik in den Gräben lässt sich jedoch nicht feststellen. Aufschlussreich ist die große Keramikmenge in Schichtenformation 6/2. Sie stellt ein Schichtenpaket aus einer der jüngeren Siedlungsphasen dar, das über einem der inzwischen verfüllten Gräben und damit definitiv am Rand der Siedlung der zugehörigen Phase lag. Dies deutet darauf hin, dass zumindest während einer jüngeren Siedlungsphase ein großer Prozentsatz des Mülls am Rande der Siedlung abgelagert wurde. Als Ergebnis des Vergleichs von Siedlungsperipherie und Siedlungszentrum lässt sich festhalten, dass offensichtlich ein substantieller Teil des anfallenden Mülls im Bereich der Häuser verblieb, ein anderer Teil – vielleicht der Rest und eventuell im Zuge sekundärer Umlagerungsprozesse – wurde an der Siedlungsperipherie deponiert. Regelrechte Mülldeponien, die einen Hinweis auf ein Müllmanagementsystem darstellen könnten, wurden jedoch nicht

entdeckt.

Müllmenge

Im vorhergehenden Kapitel zeigte sich bei einem Vergleich der nachweisbaren Möglichkeiten der Müllentsorgung, dass offenbar ein großer Teil des Mülls in der unmittelbaren Hausumgebung verblieb. Jetzt muss allerdings noch geklärt werden, wie groß dieser Anteil war, um ausschließen zu können, dass der Müll in archäologisch nicht nachweisbarer Weise entsorgt wurde. Dies scheint anhand der Keramik am ehesten möglich, wenn man einige ethnoarchäologisch ermittelte Parameter zugrunde legt und auf ihrer Basis die jährlich anfallende Menge an Keramikbruch modelliert. Aus einer Zusammenstellung älterer ethnoarchäologischer Forschungen zur Lebensdauer von Keramik von M. D. Varien und B. J. Mills (1997, 145 ff. bes. 152 mit Tab. II) lässt sich ein Durchschnittswert von 3 Jahren ermitteln (Median), wobei die Schwankungen allerdings erheblich sind: Thermischen Prozessen ausgesetzte, häufig benutzte Keramikgefäße wie Kochtöpfe (die am häufigsten untersuchte Gattung) haben im Median lediglich eine Lebensdauer von 1,7 Jahren, während rituell genutzte Gefäße im Durchschnitt erst nach 11,6 Jahren brechen. Wir gehen von dem obigen Durchschnittswert von 3 Jahren aus. Der zwei-

te wichtige Faktor ist die Gefäßanzahl pro Haus. Aus dem während der Benutzung vollständig abgebrannten Haus 1 ließen sich 28 Gefäße rekonstruieren. Deshalb gehen wir davon aus, dass in einem Haushalt ca. 28 Gefäße gleichzeitig in Benutzung waren. Der dritte Faktor ist das Gewicht der Gefäße. Vollständig erhaltene kleinere Gefäße bringen weniger als 1 kg auf die Waage, während die größeren, von denen keines vollständig erhalten ist, deutlich mehr gewogen haben dürften. Im Folgenden rechnen wir mit einem Keramikgewicht von 1 kg. Aus diesen Zahlenangaben ergibt sich, dass je Hausstelle ein Anfall zerbrochener Keramik in der Größenordnung von 930 kg pro 100 Jahre angenommen werden kann ($28 \text{ Gefäße} * 1 \text{ kg} * 100 \text{ Jahre} / 3 \text{ Jahre}$). Geht man ferner von einem Volumen von $76,5 \text{ m}^3$ aus, das für jede Hausstelle in 100 Jahren anfällt ($153 \text{ m}^2 \text{ Fläche} * 0,5 \text{ m Schichtakkumulation pro 100 Jahre}$), so gelangt man zu einer zu erwartenden Keramikmenge von ungefähr $12,2 \text{ kg/m}^3$. Für die innerhalb der Siedlungen gelegenen Schichtenformationen 3/2 und 4/2 ließ sich ein tatsächlicher Keramikfall von 3,47 bzw. sogar $7,44 \text{ kg/m}^3$ errechnen (s. o.). Die Gegenüberstellung der obigen, zugegebenermaßen mit zahlreichen Unsicherheiten behafteten Modellrechnung mit den tatsächlichen Fundmengen zeigt ein er-

staunliches Ergebnis: Danach verblieb ein großer Teil des Keramikbruchs im unmittelbaren Bereich der Häuser. Angesichts der dort ebenfalls geborgenen großen Fundmengen bei anderen Fundkategorien – Silex und Felsgesteinwerkzeuge – scheint es statthaft, diesen Befund auch auf diese Materialgattungen zu übertragen. In der Konsequenz würde dies ein Müllverhalten der Bewohner von Okolište nahe legen, dass unseren europäisch-westlichen Gepflogenheiten und Empfindlichkeiten diametral entgegentläuft: Die Menschen wohnten zwar nicht im wörtlichen Sinne auf und in ihrem Müll, da das Innere der Häuser relativ sauber gehalten worden zu sein scheint, aber doch in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, was massive olfaktorische und visuelle Konsequenzen gehabt haben dürfte. Vor dem Hintergrund des tagtäglichen Umgangs mit Müll in verschiedenen Stadien des Vergehens erscheint ein für uns ebenso unverständliches Verhalten – nämlich die Deponierung von menschlichen Leichen in einem der umlaufenden Gräben, die dort offensichtlich verweseten (Müller-Scheeßel et al. 2009) – zumindest unter dem Aspekt der visuellen und Geruchsbelästigung weniger erstaunlich. Da das Vergehen organischer Materialien für die Menschen von Okolište offensichtlich keine Zumutung darstellte, war auch der Anblick verwesender Leichen

für sie eventuell nicht so unerträglich wie für uns heutzutage. Dies erklärt selbstverständlich nicht die ursprüngliche Motivation, die Leichen im Graben zu deponieren, aber das Belassen der Leichen dort muss zumindest nicht auf eine Erklärung ausweichen, die von einem zeitweiligen Verlassen der Siedlung ausgeht, da die verwehenden Leichen mit einer gleichzeitigen Besiedlung nicht vereinbar scheinen.

Schluss

Es gibt wohl kaum einen anderen menschlichen Siedlungstyp, der seine Erscheinungsform so eindeutig dem Müll von Generationen verdankt wie den Tells. Gerade deshalb ist die von J. Chapman (2000) für die Tells Südosteuropas aufgeworfene Frage „Rubbish-dumps‘ or ‚Places of Deposition‘?“ zweifelsohne von großer Relevanz. Sie impliziert nämlich, dass man Tells wie Okolište nicht nur als ‚Müllberge‘ sehen kann oder sollte, sondern auch als Orte gezielter Deposition und Aneignung vergangener Objekte. Die offensichtliche Praxis der Menschen im zentralbosnischen Neolithikum, unbrauchbar gewordene Gegenstände in der Nähe ihrer Häuser zu entsorgen, illustriert das enge Verhältnis der Menschen zu ihren Objekten recht gut. Möglicherweise ein beabsichtigter Nebeneffekt dieser Art des Müllmanagement war es,

dass geeignete Objekte zum Recycling jederzeit in ausreichender Zahl und großer Vielfalt zur Verfügung standen. Der Umgang mit und die Einstellung zu Müll ist ein wichtiger Bestandteil des Zivilisationsprozesses der abendländischen Gesellschaft, wie ihn Elias (1969) eindringlich aufgezeigt hat. Die Bedeutung des Zivilisationsprozesses – und der seiner Entzauberung durch Elias – liegt darin begründet, dass er uns vieles selbstverständlich erscheinen lässt, was in Wirklichkeit keineswegs selbstverständlich ist. Die Emotionen und Reaktionen, die Müll hervorruft, gehören unzweifelhaft dazu. Dass dem so ist, zeigt ein Fallbeispiel wie Okolište schlaglichtartig, da die Bewohner offenbar einen Umgang mit ihrem Müll pflegten, der uns fremd, wenn nicht sogar abartig vorkommt. Wir sollten nicht den Fehler begehen, unsere Einstellungen auf andere Kulturen – worunter hier auch die prähistorischen gezählt seien – zu übertragen und deshalb die Indizien für einen andersartigen Umgang mit Müll entweder abzulehnen oder als Belege für die Rückständigkeit der neolithischen Menschen anzusehen. Die Balance zu halten zwischen Faszination und Abscheu, zwischen einer Eingemeindung des Fremden und dem Abgestoßensein davon (Veit 1998) ist auch und gerade in Hinsicht auf das Müllverhalten prähistorischer Gesellschaften notwendig.

Literatur

BERNBECK 2003: R. Bernbeck, Der grüne Punkt im Alten Orient. In: M. Fansa/S. Wolfram (Hrsg.), Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Begleitschrift zur Sonderausstellung „Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack“ vom 06. September bis 30. November 2003 in Oldenburg, anschließend in Hanau. Schriftenr. Landesmus. Natur u. Mensch 27. Mainz: Ph. von Zabern 2003, 35–46.

BURMEISTER 2003: S. Burmeister, 'Don't litter!' – Müll am steinzeitlichen Wegesrand. In: M. Fansa/S. Wolfram (Hrsg.), Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Begleitschrift zur Sonderausstellung Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack vom 06. September bis 30. November 2003 in Oldenburg, anschließend in Hanau. Schriftenr. Landesmus. Natur u. Mensch 27. Mainz: Ph. von Zabern 2003, 47–54.

CHAPMAN 2000: J. Chapman, "Rubbish-dumps" or "Places of Deposition"? Neolithic and Copper Age Settlements in Central and Eastern Europe. In: A. Ritchie (Hrsg.), Neolithic Orkney in Its European Context. Cambridge: MacDonald Institute 2000, 347–362.

CUTTING 2006: M. Cutting, More Than One Way to Study a Building: Approaches to Prehistoric Household and Settlement Space. Oxford Journal

Arch. 25/3, 2006, 225–46.

ELIAS 1969: N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen I: Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes. Bern: Francke 1969.

FANSA/WOLFRAM 2003: M. Fansa/S. Wolfram, Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Begleitschrift zur Sonderausstellung Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack vom 06. September bis 30. November 2003 in Oldenburg, anschließend in Hanau. Schriftenr. Landesmus. Natur u. Mensch 27. Mainz: Ph. von Zabern 2003.

GRASSMUCK/UNVERZAGT 1991: V. Grassmuck/C. Unverzagt, Das Müll-System. Eine metarealistische Bestandsaufnahme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991.

HOFMANN ET AL. 2007: R. Hofmann/Z. Kujundžić-Vejzagić/J. Müller/N. Müller-Scheeßel/K. Rassmann, Prospektionen und Ausgrabungen in Okolište (Bosnien-Herzegowina): Siedlungsarchäologische Studien zum zentralbosnischen Spätneolithikum (5200–4500 v. Chr.). Ber. RGK 87, 2007, 41–212.

KOPYTOFF 1986: I. Kopytoff, The Cultural Biography of Things. In: A. Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge: Cambridge Uni-

versity Press, 64–91.

LAMOTTA/SCHIFFER 1999: V. M. LaMotta/M. B. Schiffer, Formation Processes of House Floor Assemblages. In: P. M. Allison (Hrsg.), *The Archaeology of Household Activities*. London, New York: Routledge 1999, 19–29.

MEHLING 1998: A. Mehling, Archaiska als Grabbeigaben: Studien an merowingerzeitlichen Gräberfeldern. *Tübinger Texte 1*. Rahden/Westf.: Leidorf 1998.

MÜLLER-SCHEESSEL ET AL. 2009: N. Müller-Scheeßel/J. Schmitz/R. Hofmann/Z. Kujundžić-Vejzagić/J. Müller/K. Rassmann, Die Toten der spätneolithischen Tellsiedlung von Okolište/Bosnien-Herzegowina: Massaker, Seuche oder Bestattungsbrauch? In: A. Zeeb-Lanz (Hrsg.), *Krisen – Kulturwandel – Kontinuitäten: Zum Ende der Bandkeramik in Mitteleuropa*. Beiträge der Internationalen Tagung in Herxheim bei Landau (Pfalz) vom 14.–17.06.2007. *Internat. Arch. Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 10*. Rahden/Westf.: M. Leidorf 2009, 327–39.

NAROLL 1962: R. Naroll, Floor Area and Settlement Population. *Am. Ant.* 27/4, 1962, 587–9. Paulsen 1996 H. Paulsen, Reparieren und Recyceln in vorgeschichtlicher Zeit. *Arch. Nachr. Schleswig-Holstein* 7, 1996, 78–93.

ROSENSTOCK 2005: E. Rosen-

stock, Höyük, Toumba and Mogila: a Settlement Form in Anatolia and the Balkans and Its Ecological Determination 6500–5500 cal BC. In: C. Lichter (Hrsg.), *How Did Farming Reach Europe? Anatolian-European Relations from the Second Half of the 7th Through the First Half of the 6th Millennium cal BC*. Proceedings of the International Workshop Istanbul, 20–22 May 2004. *Byzas 2*. Istanbul: Yayınları 2005, 221–37.

SOMMER 1991: U. Sommer, Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen: Versuch einer archäologischen Taphonomie. *Studien zur Siedlungsarchäologie I*. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 6. Frankfurt a. M.: R. Habelt 1991, 51–193.

SOMMER 1998: U. Sommer, Kulturelle Einstellungen zu Schmutz und Abfall und ihre Auswirkungen auf die archäologische Interpretation. In: M. Schmidt (Hrsg.), *Geschichte heißt: So ist's gewesen! abgesehen von dem wie's war.: Geburtstagsgrüße für Günther Smolla*. *Arch. Ber.* 11. Bonn: R. Habelt 1998, 40–54.

SUTRO 1991: L. D. Sutro, When the River Comes: Refuse Disposal in Diaz Ordaz, Oaxaca. In: E. Staski/L. D. Sutro (Hrsg.), *The Ethnoarchaeology of Refuse Disposal*. *Anthr. Research Papers* 42. Tempe: Arizona State University 1991, 13–22.

THOMPSON 1979: M. Thompson, Rubbish Theory: The Creation and

Destruction of Value. Oxford University Press 1979.

VARIEN/MILLS 1997: M. D. Varien/B. J. Mills, Accumulations Research: Problems and Prospects for Estimating Site Occupation Span. *Journal Arch. Method and Theory* 4/2, 1997, 141–91.

VEIT 1998: U. Veit, Der Archäologe und das Fremde: zur Erkenntnisstruktur der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft. *Mitt. Anthr. Ges. Wien* 128, 1998, 125–37.

VEIT 2005/2006: U. Veit, Abfall als historische Quelle: Zeugenschaft in der Archäologie. *parapluie* 22, 2005/2006,

WOLFRAM 2003: S. Wolfram, Der Müll, die Archäologie und die Steinzeit. In: M. Fansa/S. Wolfram (Hrsg.), Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Begleitschrift zur Sonderausstellung Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack vom 06. September bis 30. November 2003 in Oldenburg, anschließend in Hanau. *Schriftenr. Landesmus. Natur u. Mensch* 27. Mainz: Ph. von Zabern 2003, 17–34.

*Robert Hofmann M. A.
Prof. Dr. Johannes Müller
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Christian-Albrechts-Universität
24098 Kiel
robert.hofmann@ufg.uni-kiel.de
johannes.mueller@ufg.uni-kiel.de*

*Dr. Nils Müller-Scheeßel
Dr. Knut Rassmann
Römisch-Germanische Kommission
des Deutschen Archäologischen Instituts
Palmengartenstr. 10-12
60325 Frankfurt am Main
muellerscheessel@rgk.dainst.de
rassmann@rgk.dainst.de*

3 Vorwort

W. Schönleber

- 7 Das Phänomen „Raubgräberei“ und die damit verbundenen Problemfelder der Ermittlungsbehörden

Ph. Stockhammer

- 23 Status und Performanz mykenischer Gelage:
Neue Forschungen zum spätbronzezeitlichen Tiryns

G. Schöbel

- 43 Von Unteruhldingen bis Groß Raden
– Konzepte zur Rekonstruktion ur- und frühgeschichtlicher
Denkmäler im 20. Jahrhundert

N. Müller-Scheeßel, R. Hofmann, J. Müller und K. Rassmann

- 67 Müllmanagement in einem spätneolithischen
Tell Zentralbosniens